

Richard L. Cary Vorlesung

**„... dass man da wohnen möge“**

Vision und Erfahrung eines gemeinsamen Lebens

Helga und Konrad Tempel

---

Herausgegeben von der  
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.

**1986**

Richard L. Cary Vorlesung

**„... dass man da wohnen möge“**

Vision und Erfahrung eines gemeinsamen Lebens

Helga und Konrad Tempel

© Helga und Konrad Tempel 1986/2017

Herausgeberin: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.  
Bombergallee 9  
31812 Bad Pyrmont

[www.quaeker.org](http://www.quaeker.org)

Bearbeitung Online-Ausgabe: Esther Köhring und Uwe Schiller

## Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin gerufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard Cary in Berlin wurde – wie es im Quäker Ende 1933 heißt – hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard **und** seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden hätten, seit sie nach Deutschland gekommen seien. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ - wie es im QUÄKER Ende 1934 heißt - wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan hätte.

### **Vorwort zur Online-Ausgabe**

„Beim erneuten Lesen unseres 1984/85 geschriebenen Textes ist uns als über Achtzigjährigen bewusst geworden, welche weitgehende Kontinuität im Empfinden und Denken besteht und wie sehr wir uns zugleich seit damals verändert haben.

Dies gilt vor allem im Hinblick auf unsere spirituellen Vorstellungen. Mit der zugewonnenen Erfahrung aus dreißig weiteren Jahren gemeinsamen Lebens nehmen wir nun manches abweichend wahr und würden es vermutlich anders ausdrücken. Zudem würden wir eine Reihe von Abschnitten weniger redundant fassen und neu akzentuieren.“

Helga und Konrad Tempel, Mai 2014

## Inhalt

Vorwort zur Online-Ausgabe	7
I Voll Hoffnung aufbrechen	9
II Mit allen Sinnen hören	13
1 Natur und Landschaft	14
2 Musik	16
3 Die Bibel – das Buch der Bücher	17
III Von Freunden lernen	18
1 Der Geist macht lebendig	19
2 Horch auf die innere Stimme	20
3 Hier und heute	21
4 Nimm dich selbst an	23
5 Lass dir Zeit	24
6 Sieh dich in einer Kette	25
IV Mut machen	26
1 Selbstvertrauen wecken	26
2 Begleiter sein	28
3 Heranwachsende stärken	29
4 Die Anliegen anderer fördern	33
V In Spannungen und Widersprüchen leben	35
1 Kontemplation oder Handeln?	36
2 Allein oder gemeinsam?	36
3 Spannungen zwischen uns beiden	38
4 Same oder Staub?	40
5 Nicht nachahmen: <i>Ich</i> werden am <i>Du</i>	42
6 Das „unbekannte Bekannteste“	44
VI Same des Friedens werden	49
1 Gedankliche Klarheit suchen	50
2 Unverzichtbares im Sinn haben	52
3 Im Gegner den Menschen entdecken	54
4 Allerlei Last wegreißen	58
5 Notfalls: Widerstand leisten	60
6 Dem Hungrigen das Brot brechen	62
VII In Bewegung bleiben	63
Anmerkungen	66
Lebensläufe	73

## I Voll Hoffnung aufbrechen

**Ausgangspunkt.** Wenn wir in unserer „zweiten Heimat“ Südtirol eine Wanderung für den kommenden Tag planen, ist der Tisch oft bedeckt von Landkarten und Wegbeschreibungen der Gegend. Wir prüfen, verwerfen, wählen aus und haben dabei im Sinn, was wir uns von dem gemeinsamen Weg erhoffen. Auch unsere begrenzten körperlichen Kräfte sind uns gegenwärtig ebenso wie bisher erfahrene Freude aus begangenen Wegstrecken. Wir planen also nicht von einem Nullpunkt aus, sondern beziehen vorhandenes Material, Erworbenes und Zugereichtes, ein und berücksichtigen zugleich unsere Erwartungen und Hoffnungen, aber auch unser Können. Auf dieser Grundlage suchen wir das Ziel des nächsten Tages aus, wobei der Weg, der dahin führt, mit seinen Schwierigkeiten und Höhepunkten, mit seinen Möglichkeiten zu neuen Erfahrungen in der Regel für uns entscheidender ist als das Ziel selbst.

Verstehen wir beide unseren gemeinsamen Lebensweg in diesem Sinn auch als eine Art Wanderung, als „Unterwegssein“, so ergeben sich Parallelen: Auch hier gab es keinen „Nullpunkt“ als Ausgangslage. Als wir vor 24 Jahren beschlossen, unseren weiteren Weg gemeinsam zu gehen, kannten wir uns bereits seit acht Jahren; wir hatten intensiv zusammengearbeitet in einer Jugendhilfeeinrichtung und einem pazifistischen Verband, hatten in internationalen Konferenzen Erfahrungen gesammelt, gemeinsam Verantwortung getragen und auf diese Weise wichtige Lernprozesse durchgemacht. Als junge Lehrer standen wir beide täglich vor Heranwachsenden, vor Kollegen und Eltern in der Bewährungsprobe. Beide waren wir dabei, in der Religiösen Gesellschaft der Freunde unsere geistige Heimat zu finden.

**Woher?** Wir hatten nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches und in der prägenden Zeit unseres Heranwachsens die Stimmen der frühen Nachkriegsjahre in ihrem Streben nach Umkehr, nach einem wirklichen Neuanfang erlebt und waren uns einig, dass sich die grauenvollen Geschehnisse nie wiederholen dürften. Wir wurden ergriffen – und ließen uns nur zu gern ergreifen – von der allgemeinen, hoffnungstragenden Aufbruchstimmung; die Männer und Frauen des Widerstandes, besonders die jungen Menschen der Weißen Rose, wurden zu unseren Leitbildern. Sie verkörperten für uns das andere, das „leuchtende“ Deutschland, während Großeltern und Eltern, Pastoren, Lehrer, Nachbarn, fast alle, die bisher unser Leben geprägt hatten, mehr oder weniger verwoben waren in das System der Gewalt, dessen Brutalität und alle Gebiete des Lebens erfassenden Perfektionismus wir nur schrittweise erkannten. In dieser Zeit des Begreifens der Vergangenheit entdeckten wir um uns herum Ansätze zu neuer Unfriedlichkeit. Es wurde zur zwingenden Konsequenz für uns, mitzuwirken in der aufkeimenden Protestbewegung gegen Wiederbewaffnung, allgemeine Wehrpflicht, Atombewaffnung und Notstandsgesetze: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg! Das war für uns die „ultima ratio“ und blieb bestimmend für unser weiteres Leben. [1]

**Wohin?** Vor diesem Hintergrund wuchs in uns die Sehnsucht nach einer anderen, menschlicheren Welt, die dem Einzelnen – anderen Menschen ebenso wie uns selbst – Gelegenheit zur Selbstverwirklichung und zur Entfaltung seiner besonderen Kräfte geben könnte, einer Welt, in der die Güter der Erde gerechter verteilt und die Grundbedürfnisse

aller Menschen befriedigt wären, in der aber vor allem auch für die vielfältigen geistigen Bedürfnisse Raum und Möglichkeiten vorhanden wären.

Anderen beim Wachsen zu helfen, indem wir selbst an uns arbeiteten, selber wuchsen, war ein wichtiger Impuls für den von uns beiden gewählten Lehrerberuf. Einer von uns hat damals formuliert, was unseren gemeinsamen Vorstellungen entsprach und was wir wenig später in der Haltung der Freunde wiedererkannten:

Sich und andere steigern,  
sich und andere steigern lassen.  
Sich und andere nicht erniedrigen,  
sich und andere nicht erniedrigen lassen.

**Wegweiser.** Woher sollten uns Kräfte kommen, uns zu stützen und zu stärken in unserem Fortschreiten? Wir begannen zu lesen, um Antworten auf unsere Fragen zu finden. Wie Schwämme sogen wir auf, was wir auf solchen Erkundungen entdeckten, und kelterten gleichsam die vorherigen Erfahrungen durch das Gelesene. Einer von denen, deren Gedanken uns dabei Maß und Richtung gegeben haben, war Martin Buber. Er wurde in dreifacher Hinsicht für uns wichtig:

o Mit seiner Betonung des Dialogs und des „Zwischenmenschlichen“ entsprach er unserem Bedürfnis nach intensivem Gedankenaustausch. Durch ihn keimte in uns die Sehnsucht nach wahren Gesprächen, in denen das Göttliche Gestalt annehmen und wir durch den anderen zu uns selbst finden könnten. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“ So wuchs in uns die Bereitschaft, in jedem Gespräch auf das zu achten, „was ewig ist“.

o Durch Martin Buber wurde in uns eine Befreiung unseres Gottesbildes in Gang gesetzt, so dass wir uns öffneten für eigene religiöse Erfahrungen – weg von einer auf das Jenseits hin orientierten, vom Menschen abgehobenen, dogmatisch festgelegten Gottesvorstellung und hin zu einer hier und heute erfahrbaren und gestaltbaren Wirklichkeit. Es erschloss sich so für uns ein neuer Zugang zu anderen religiösen Texten und vor allem auch zur Bibel.

o Mit Hilfe von Martin Buber wurde uns zugleich deutlich, dass neben dem Ziel vor allem der Weg entscheidend ist, den wir wählen. Wir erkannten, dass jeder Einzelne den nur ihm gemäßen Zugang zu allem, was über ihn hinausweist, zu Gott, finden muss. „Was wäre das für ein Gott, der nur einen einzigen Weg hätte, auf dem man ihm dienen kann!“

Schon in dieser Phase des Suchens wurde für uns der Grundsatz bestimmend, dass Ziel und Weg einander entsprechen sollten, dass das ferne Ziel in der Art und Weise unseres jetzigen Handelns sichtbar sein, ja vorweggenommen werden müsste. Wir begriffen, dass wir weder Gewalt noch bedrängende und manipulative Einflussnahme gegenüber einzelnen wie gegenüber der Gesellschaft verantworten konnten. Wir mussten also Ausschau halten nach anderen Mitteln, die unserem Anspruch standhielten, nach Methoden politischer Veränderung und Befreiung, in denen die ersehnte, kommende Welt sich spiegelte. Angeregt durch amerikanische und englische Pazifisten fingen wir an, uns intensiv mit Methoden und „Philosophie“ des gewaltfreien Handelns zu beschäftigen. In der Auseinandersetzung mit den Befreiungskämpfen unter Gandhi in Indien und King in den USA gewannen wir Einsichten in die Grundprinzipien des neuen Wegs.

Gandhis Haltung, die er als „Festhalten an der Wahrheit“ beschrieb, und Kings im Christentum wurzelnde Vision waren uns Ansporn, eine ähnlich konstruktive Einstellung – besonders auch zum Gegner – in uns zu entwickeln.

In diesem Streben nach Hinwendung in liebevoller Achtung zum anderen – dem Nahen wie dem Fremden – wurden wir in Begegnungen verstärkt, die sich auf internationalen Konferenzen ergaben. Hier lernten wir Quäker kennen, die durch ihr fast ehrfürchtiges Umgehen mit anderen Meinungen und durch ihre Suche nach Lösungen, die alle zufriedenstellen könnten, uns vorlebten, wonach wir uns streckten.

Wir wurden neugierig und machten uns auf, um mehr von den „Freunden“ zu erfahren, zuerst Konrad, angeregt durch irische Freunde, und dann Helga, ermutigt durch seine freudigen Mitteilungen und einen Briefwechsel mit Margarete Lachmund. So sehr sich unsere einzelnen Schritte auch unterschieden, wir gingen sie mit übereinstimmender, suchender Hoffnung.

**Erste Schritte.** Uns wurde sehr bald klar, dass die neue, menschlichere Welt bei uns zu beginnen hätte.

Wir merkten, dass wir Klarheit zu gewinnen, Prioritäten zu setzen hatten für unser Dasein, dass wir auszusondern hatten, was uns ablenken würde von dem, was wir anstrebten, und doch versuchen wollten, die Fülle der Wirklichkeit in unsere Erfahrungen mit einzubeziehen. Wir kamen aus geistig eher engen Elternhäusern, unser Horizont war begrenzt, wir mussten versuchen, unseren Gesichtskreis zu weiten, Zusammenhänge zu erkennen und Hintergründe zu begreifen. Wir wollten lernen, aber weniger aus Büchern und von klugen Köpfen, sondern vielmehr von Menschen, die uns zugetan waren, sich uns öffneten und uns als Partner annehmen konnten. Wir liebten intensive, nächtliche Gespräche, und um einigen Menschen, zu denen wir uns hingezogen fühlten, in Ruhe begegnen zu können, unternahmen wir in den Ferien auch weite Reisen. Wir sehnten uns nach wirklichen Freunden.

Was wir für uns als so bereichernd erlebten, wollten wir schon damals mit anderen teilen; wir gaben uns hinein in Gruppen, teilten uns mit und waren bereit, unsere neuerworbenen Erkenntnisse infragestellen zu lassen. Mehr und mehr gelang es uns, durch einen solchen Austausch zu einem tieferen Verständnis zu kommen, zu einem Ganzen zusammenzufügen, was wir begriffen hatten und was uns widerfuhr, und so eine neue Sichtweise etwa von historischen Prozessen oder sozialen Zusammenhängen zu entwickeln. Wir gewannen Sicherheit hinsichtlich unserer Maßstäbe und des Weges, den wir zu gehen hatten.

Sich zusammen auf den Weg zu machen in freundschaftlicher Verbundenheit, bedeutete für uns einerseits Abschiednehmen von vertrauten Rollenerwartungen und Sichbefreien aus überkommenen sozialen Denkmustern, andererseits vor allem ein ungeduldiges Vorwärtsdrängen in immer neuen Suchbewegungen. Freunde mussten uns warnen, nicht wie eine Kerze zu sein, die an beiden Enden brennt, nicht die Gegenwart der Zukunft aufzuopfern. Auch das Leben der jüdischen Chassidim, in das wir immer tiefer eindringen, mahnte uns, das Hier und Heute nicht zu vernachlässigen und dem alltäglichen Geschehen Wert zuzumessen. „Einen Brunnen graben, wo man steht“ [2]. Wir aber fühlten uns vor allem vorwärtsgezogen und waren begierig, uns neuen Herausforderungen zu stellen. Wir bekamen Lust, „Neues zu beginnen, das mit uns selbst anfängt“ (Ernst Bloch) [3].

In diesen Jahren des Suchens und Findens entwickelte sich in uns ein Verständnis von Gemeinsamkeit, das unser künftiges Leben bestimmte.

Wichtigstes Element wurde uns die gegenseitige Bestärkung, denn sie entsprach in besonderem Maß unseren Sehnsüchten. Unser Leben bis dahin war arm an anregenden Beziehungen gewesen, wir hatten uns oft allein gefühlt in dem, was uns wesentlich war. Nun endlich war da ein Anderer, der uns bestätigte in unserem Fühlen und Urteilen und in die gleiche Richtung strebte.

Wir suchten gemeinsame Ziele und öffneten uns miteinander fremden Einflüssen und Herausforderungen. Dabei bemühten wir uns, die wichtig erscheinenden Aufgaben aufzuteilen, so dass jeder nach Neigung und Fähigkeit wirken konnte, und strebten nach Ergänzung: Beide wollten wir Einseitigkeiten vermeiden, und was dem einen fehlte, wollte der andere einbringen.

Weniger leicht fiel uns das gegenseitige Infragestellen, von uns beiden als Notwendigkeit bejaht, aber mit immer neuen Schwierigkeiten verbunden. Zu verschiedenen waren wir hinsichtlich der Punkte, an denen wir Anstoß nahmen, und hinsichtlich der Art, wie wir Kritik äußerten und mit ihr umgingen; wenn uns die kritische Infragestellung gelegentlich auch verletzte, so blieb der Kern unserer Beziehung davon doch unberührt. Außenstehende sahen gelegentlich wohl nur diese infragestellende Zuneigung, die uns verbindet; wer uns aber etwas besser kannte, der wusste schon damals, mit welcher Freude wir uns gegenseitig zugleich ergänzen und bestärken und dass unsere Gemeinsamkeit unaufhörlich aller drei Elemente bedarf.

**Besinnung und Ausblick.** Wer wie wir gern in den Bergen wandert, strebt nach einer langen, beschwerlichen Wegstrecke häufig auf einen Punkt zu, der nicht nur zum Verweilen einlädt, sondern auch dazu, Umschau zu halten, zurückzublicken und dann vorwärtsschauend das Ziel in der Ferne zu erkennen, es gleichsam mit den Augen zu ergreifen.

Einen solchen Punkt erreichten wir plötzlich nach den langen Jahren des Miteinanders als Freunde. Uns wurde bewusst – gespürt hatten wir es eigentlich schon immer –, dass wir zusammengehörten, dass es Liebe war neben der tiefen Freundschaft, die uns verband, und dass unsere Beziehung dabei war, sich auf ein gemeinsames Leben hin zu orientieren. Hinzu kam, dass wir beide gleich stark den Wunsch nach eigenen Kindern hatten, mit denen zusammen wir teilen wollten, wovon wir träumten.

Sobald wir wussten, dass wir heiraten wollten, tauchte die Frage auf, wohin denn unser gemeinsamer Weg zu führen hätte. Gab es Wünsche und Vorstellungen, die wir als gemeinsame Basis unseres Lebens und zugleich als Vision eines Zieles aussprechen und festhalten konnten? Wären Worte zu finden, eine solche Vision, die oft dem Reich der Träume zugeordnet wird, zu beschreiben?

Nach langem Suchen stießen wir schließlich bei Jesaja auf einen uns bewegenden Text, den Text, unter den wir unser weiteres gemeinsames Leben stellen und nach dem wir uns strecken wollten. Wir fanden Worte, die eine Vision entwerfen, die uns damals wie heute mit Hoffnung und Sehnsucht erfüllt und der wir uns mit Herz und Seele öffneten:

*„Sollte das ein Fasten sein, das ich erwähle, dass ein Mensch seinen Kopf hängen lasse wie ein Schilf oder auf einem Sack und in der Asche liege? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag, dem Herrn angenehm? Das aber ist ein*

*Fasten, das ich erwähle:*

*Lass los, welche du mit Unrecht gebunden hast; lass ledig, welche zu beschwerst; gib frei, welche du drängst; reiß weg allerlei Last; brich dem Hungrigen sein Brot und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht von deinem Fleisch ...*

*So du niemand bei dir beschweren wirst noch mit Fingern zeigen noch übel reden und wirst den Hungrigen lassen finden dein Herz und die elende Seele sättigen: so wird dein Licht in der Finsternis aufgehen und dein Dunkel wird sein wie der Mittag; ... und du wirst sein wie ein gewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, welcher es nimmer an Wasser fehlt; und soll durch dich gebaut werden, was lange wüst gelegen ist; und wirst Grund legen, der für und für bleibe; und du sollst heißen: Der die Lücken verzäunt und die Wege bessert, dass man da wohnen möge.“*

Jesaja 58,5ff. [4]

## II Mit allen Sinnen hören

Wer wie wir seit der Jugendzeit dem Tun so breiten Raum gegeben hat und sich noch als Erwachsener hohe Ziele setzt, ist sicher zeitweise, ohne es zu merken, der Faszination des „Machens“ und des „Machen-Könnens“ erlegen und hat die andere Seite – das Horchen und Hinsehen – vernachlässigt. Je älter wir werden, desto deutlicher wird uns, dass eine unabdingbare Voraussetzung für das antwortende Tun das horchende Hinsehen und Besinnen ist, ein Zurückgehen auf die Augenblicke, in denen uns Botschaften erreicht haben.

Sehr viele Hinweise, die wir aufnehmen konnten, sind durch Begegnungen mit Menschen zu uns gekommen. Ob für den einen von uns in der Abgeschiedenheit des Lungenanatoriums die fremde Studentin zur Gefährtin im geistigen Austausch wurde oder ob für den anderen nach einsamen Wanderungen an irischen Küsten eine Begegnung zu einer Wegwende wurde, fast immer waren es „suchende“ Gespräche, aus denen sich Neues ergab. Wo das Horchen zu zweit, dritt oder viert mit allen Sinnen erfolgte und wo Gespräche mit langen Zeiten der Stille möglich waren, kamen wir manchmal „bis auf den Grund“ und wurden innerlich weiter.

Einige unserer Freunde vermögen dazu auf so wunderbare Weise beizutragen, dass wir uns immer wieder auf die belebende Begegnung mit ihnen freuen. Am liebsten sind wir deshalb mit Menschen zusammen, die einander aufmerksam zuhören, Einzelheiten des Alltags wissen wollen, nachfragen und dem Gehörten nachhören; die an momentanen persönlichen, beruflichen, politischen Befindlichkeiten ihrer Gesprächspartner ebenso interessiert sind wie an inneren Entwicklungen; die im Miteinander behutsam auch auf das achten, was noch kaum bewusst ist; die uns unabsichtlich anspornen, sensibler auf alles zu horchen, was zu uns herkommt.

Kein Wunder also, dass wir uns am intensivsten in der Gegenwart anderer mit allen Sinnen geöffnet und auch dadurch zu Antworten gefunden haben. Wir werden deshalb immer wieder von bereichernden Erfahrungen mit Menschen sprechen.

Um jedoch andere Bereiche, in denen wir uns ebenfalls den Quellen nahefühlen, weil uns aus ihnen Anstöße und Kraft zufließen, darüber nicht aus dem Blick zu verlieren, wollen wir uns zuerst drei weiteren Erfahrungsfeldern zuwenden: Natur und Landschaft, Musik und der Bibel.

## 1 Natur und Landschaft

Es macht uns beiden Freude, Häuser und bewohnte Gegenden zu verlassen und – weitab vom Lärm der Städte und Straßen – zu wandern, am liebsten auf schmalen Pfaden. Es lockt uns, durch unwegsames Gelände zu streifen und uns durch Dornenhecken zu zwingen. Aber am schönsten finden wir kurze steile Anstiege, so dass wir „Höhe gewinnen“, um dann auf ebenem Weg weiterzuwandern. Wir genießen es, über die waldigen Mittelgebirge hinweg auf die weißen Gipfel in der Ferne zu blicken und uns als Teil der kosmischen Ordnung zu fühlen.

Wir bleiben wie gebannt stehen, wenn das Sommerlicht über einem Alm-Hang flirrt. Und wir begreifen, was Jakob Böhme meint: „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst.“ Auch wir schauen und staunen und fühlen uns von Grund auf erfrischt.

Im „Friedens-Evangelium“ der Essener Mönche sagt Jesus: „Sucht die frische Luft der Wälder und Felder ... Zieht eure Schuhe und Kleider aus ... Dann atmet lang und tief ...“ „Sucht nicht das Gesetz in den Schriften ... In allem Lebendigen ist das Gesetz. Ihr findet es im Gras, im Baum, im Fluss, im Berg, in den Vögeln des Himmels, in den Fischen des Meeres; doch sucht es hauptsächlich in euch selbst ... Die Gesetze sind in jedem kleinen Teil eures Körpers. Sie sind gegenwärtig in der Luft, im Wasser, in der Erde, in den Pflanzen, in den Sonnenstrahlen, in den Tiefen und Höhen. Sie sprechen alle zu euch ...“ [5]

Wenn wir in einer Wanderpause im Gras an einem Bach sitzen und die Augen schließen, hören wir das Plätschern des Wassers und das Summen der Fliegen, riechen den herben Duft von Thymian, spüren auf unserer Haut den leichten Wind, all unsere Sinne „schmecken“ die Schöpfung um uns herum. Welt und Ich greifen ineinander.

Jeder von uns beiden hat schon in solchen erfüllten Augenblicken Klarheit gewonnen und war sich unverhofft sicher, was zu tun oder zu lassen war; hat eine unerwartete Frage an sich herangelassen oder das leise innere Pochen vernommen, mit dem Anliegen beginnen.

Einfach ist, wenn wir die Bedeutung der Botschaft klar und unmissverständlich erkennen können. Als wir einmal auf einer Wanderung über unsere Verantwortung für die Natur nachgedacht hatten, fanden wir am Abend auf dem Parkplatz einen Brief, in dessen Mitte wörtlich stand: „... die Schöpfung weiterführen“.

Meist jedoch spricht die Wirklichkeit in weniger deutlicher Weise. Denn nicht immer sind ihre Botschaften auf weißem Papier zu finden und in Worten geschrieben. Viel häufiger haben sie Schmetterlingsgewicht, gleiten lautlos an uns vorüber; viel häufiger wehen sie uns an in einer Weise, die wir nicht erwarten, und sind schon vorbei, ehe wir sie gewahren.

Konrad:

So war es an einem warmen Mai-Tag. Auf meinem Schreibtisch türmten sich schwierige Akten, und ich dachte angestrengt über sinnvolle Lösungen nach. Als ich aufsaß, entdeckte ich den über und über blühenden Kirschbaum vor meinem Fenster. Ich empfand eine unerklärliche Freude und versank geradezu in dem Blüten vor mir. Mit einem Mal – und nur für Sekunden – veränderte sich etwas: Wie mit den Augen des Kirschbaums blickte ich auf mich, von außen und doch: als wären wir eins in einer heilen, ja „heiligen“ Einheit.

(Ich denke, von dieser Zeit an begann ich unsere jüngere Tochter Ulrike besser zu verstehen, die uns das alte indianische Naturverständnis verdeutlicht und selbst eine Verbundenheit mit allem Sein entwickelt hat, wie sie sich in dem Indianer-Wort und Friedenslied ausdrückt: „Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig.“) Manchmal wünschte ich, ich könnte mich auf die Botschaften vorbereiten, die auf mich zukommen, um wieviel besser würde ich reagieren! Aber sie kündigen sich in der Regel nicht an, und so bleibt mir nur, mit allen Poren für die Ankunft bereit zu sein, anzunehmen, was mir unvermutet zugereicht wird, und zuzulassen, dass in mir eine Bewegung entsteht.

Wie kräftig und unvermutet die Wirklichkeit spricht, habe ich einmal bei einer Autofahrt an einem Wintermorgen erfahren. Ich war mit meinen Gedanken bei einem Freund, der – etwas älter als ich – mit der bitteren Diagnose einer sehr schweren Erkrankung und einer Operation leben musste. Während ich mich in seine Schmerzen und seine Ängste einzufühlen begann und daran dachte, dass er unter Umständen anstelle anderer leiden müsste, sah ich vor mir den weiten, beschneiten Acker, begrenzt durch eine Reihe alter Eichen, jeder Ast weiß bereift, dahinter der strahlende blaue Himmel. Das Sonnenlicht brach sich in allen Eiskristallen; wohin ich sah: ein funkelndes Leuchten, das mich auf sonderbare Weise anrührte. Plötzlich wurde mir meine Freude bewusst, und es durchdrang mich der Gedanke, dass es – neben dem stellvertretenden Leiden – auch eine stellvertretende Freude geben könnte und dass dies mir eben geschenkt war.

Ich lebe seitdem in der Vorstellung, dass wir vielleicht alle auf irgendeine uns verborgene Weise auch stellvertretend unser Schicksal leben und dass ein innerer Zusammenhang zwischen unseren Schmerzen und unserer Freude auf der einen Seite und der inneren Verfassung unserer Mitmenschen auf der anderen Seite bestehen könnte.

Helga:

Oft ist es schwer zu erklären, warum uns ein Erlebnis so nachhaltig bewegte. Als wir einmal in einem stillen Hochgebirgstal den Blick nicht wenden konnten von dem Jahrhunderte alten, aus Holzbohlen gebauten Bauernhaus mit dem üppig blühenden Garten davor, kam ein kleines Mädchen auf uns zu, schaute uns von unten her an und sagte fröhlich: „Gell, ‚sischt schön hier?“ Sie hatte gespürt, was in uns vorging, noch bevor sich Sätze in uns formten.

Wir haben so in langen Jahren für uns herausgefunden, dass alles um uns herum spricht – mal deutlich, mal im „leisesten Säuseln“, wie es Elia geschah – und dass jeder von uns



gleichsam ein Brennpunkt ist, in dem sich die Botschaften des Lebens bündeln. Natürlich können wir nicht alles aufnehmen, was uns betrifft, aber wir spornen uns gegenseitig immer wieder an, uns offen zu halten. Und wenn denn alles spricht, gehen wohl auch von uns Botschaften aus, die für andere bestimmt sind, von den Augenblicken der Leichtigkeit wie von den bittersten Stunden, und vermutlich dann am stärksten, wenn wir am wenigsten daran denken. So steht jeder von uns in dem ewig-täglichen Hin- und Herfließen, in dem aktivierenden Strom des lebendigen Lebens.

## 2 Musik

Helga:

Wir haben mehrere Jahre lang gemeinsam mit unseren beiden Töchtern in der Kantorei unserer örtlichen Kirchengemeinde gesungen. Als unsere Chorleiterin nach mehrjährigem Dienst in der Gemeinde ihre Tätigkeit beendete, verabschiedete sie sich mit der Aufführung von Joseph Haydns „Schöpfung“. War es die Atmosphäre des lauen Sommerabends, war es die schmerzvolle Stimmung des Abschieds oder war es allein die Wirkung dieser Musik, wir jedenfalls sangen wie in einem Rausch. Unter ihrer inspirierenden Leitung fühlten wir uns wie von einer großen Welle getragen und waren eins mit allen Beteiligten, mit den Zuhörern, mit dem Schöpfer des Werks und dem „himmlischen Schöpfer“, dessen Lob die letzten Sätze erfüllte: „Des Herren Ruhm, er bleibt in Ewigkeit.“ Es war, als hätte nichts anderes mehr Raum in uns als dies. In der minutenlangen Stille, die folgte, standen wir zitternd, mit Tränen in den Augen. Als wir aus der „Verzauberung“ auftauchten, fühlten wir uns verändert.

Im Kreis der Freunde haben wir mehrfach eine ähnliche Erfahrung gemacht, so nach einer etwas ungewöhnlichen Andacht in der Hamburger Quäker-Gruppe. Wir hatten gemeinsam die Bach-Motette „Fürchte dich nicht“ gehört, und es folgte eine lange, intensive Stille.

In mir breitete sich ein Gefühl der Geborgenheit und des Glücks aus, und ich suchte nach Worten, die Matthias Claudius dafür gefunden hat, doch wollten mir die Verse nicht einfallen. Da geschah es, dass Margarethe Teich plötzlich zu singen begann, wonach ich gesucht hatte: „Ich danke Gott und freue mich / wie’s Kind zur Weihnachtsgabe / dass ich bin, bin und dass ich dich / schön menschlich Antlitz habe.“

Es war für mich wie ein Sonnenaufgang. Und als die Freundin bei der zweiten Strophe zu stocken begann, waren für mich die Verse plötzlich greifbar, und ich konnte aushelfen. [6]

Immer wieder erleben wir, dass uns Musik wie der Atem des Lebens durchströmt, besonders gesungene oder geblasene Musik, so als spielte für uns der Atem eine besondere Rolle. Musik lässt uns manchmal stärker als alles andere spüren, dass wir Teil eines Ganzen sind; von außen kommend, dringt sie in uns ein und hebt unsere Begrenztheit auf.

„Wer hat dich so geschlagen, mein Heil, und dich mit Plagen so übel zugerichtet? Du bist ja nicht ein Sünder, wie wir und unsre Kinder, von Missetaten weißt

du nicht.“ Bevor ich diese Strophe als Teil der Johannes-Passion gesungen hatte, wusste ich nicht wirklich, was die Leidensgeschichte mit uns heutigen Menschen zu tun haben sollte. Erst Joh. Seb. Bach konnte mir vermitteln, was es bedeutet, dass hier ein Mensch seinen Weg in Übereinstimmung mit sich und dem Göttlichen konsequent bis zum Äußersten gegangen ist; nie vorher hatte ich die Parallele zu unserer Zeit so deutlich erkannt.

Ähnliche Erfahrungen hat Konrad gemacht, den klassische Kammermusik immer wieder entzücken kann und der – wie beim Lesen von Stifters „Nachsommer“ und Kaschnitz-Gedichten – etwa durch ein Haydn-Quartett zu innerer Ordnung findet. Händels „Messias“ hat ihn beim ersten Hören im Wortsinn erschüttert („Das Volk, das da wandelt im Dunkel, es sieht ein großes Licht“) und zählt seitdem zum Unverzichtbaren seines Lebens.

Als junge Familie haben wir mit den drei Kindern musiziert, vor allem leise Musik des Barock, und häufig gesungen. Später haben wir durch sie zum ersten Mal das Lied der „Bots“ gehört: „Alle, die ein bessres Leben wünschen / sollen aufstehn ...“ und eine Ahnung von der kritischen Zuversicht der neuen Generation bekommen. Inzwischen erfüllt mehr und mehr zeitgemäße und weniger leise Musik unser Haus; was Sören und seine Freunde spielen, ist uns nach und nach vertraut geworden, und wir spüren, welche Energie ihm aus Klängen und Rhythmen zufließt. Keiner aus unserer Familie kann sich ein Leben ohne Musik vorstellen.

Musik spricht zu uns; sie durchdringt den Panzer, mit dem wir uns oft umgeben, sie öffnet und befreit uns, besonders im Singen. So wie unsere noch ungeborenen Kinder vor Jahren mit deutlichen Bewegungen auf das Musizieren ihrer Mutter reagiert haben, werden auch wir – tiefer und unausweichlicher als durch Worte – ständig durch Musik im Innersten angerührt und bewegt.

## 3 Die Bibel – das Buch der Bücher

Wie durch die Natur und die Musik haben wir uns auch durch die Bibel gestärkt gefühlt und sind auch mit ihrer Hilfe fähiger geworden, bewusster und freudiger Antwort zu geben. Wir sind beide durch Zeiten der Abwehr hindurchgegangen, in denen wir geradezu wünschten, uns niemals auf dieses Buch einzulassen; vieles erschien uns befremdlich. Eine wesentliche Hilfe zur Überwindung dieser Schwierigkeiten wuchs uns durch den Rat eines irischen Pastors zu, der viele verschlossene Türen öffnete. Der Rat lautete: „Folge an keiner Stelle den Buchstaben, solange dein Herz und dein Verstand dazu NEIN sagen, sondern ersetze die störenden Barrieren durch etwas anderes, durch das Äußerste dir Denkbare, das Höchste, das Wichtigste.“

So öffneten wir uns allmählich lernend für das Leben des Menschen Jesu, als wir Grundschulkindern von ihm erzählen wollten, und staunend begriffen wir, welche herausfordernde und zugleich befreiende Persönlichkeit sich dabei erschloss (der leuchtendste Mensch, von dem wir wissen, wie wir beide heute sagen können); seitdem ist uns das Leben des Mannes aus Nazareth ein mut-machendes Beispiel, unbeirrt und gewaltfrei

den eigenen Weg zu gehen, Frieden und Gerechtigkeit suchend und schaffend. Lesen wir im Neuen Testament, so um mit frischem Atem weiterleben zu können.

Konrad:

Neben der Bergpredigt, die unserem Leben ein Maß gibt, ist es vor allem das Alte Testament, in dem ich immer wieder lese. Mir ist kein anderes Buch bekannt, in das so viel an Erfahrung eingeflossen ist wie in dieses und das in immer neuen Variationen so greifbar und mich berührend die uralte innere Bewegung des Menschen sichtbar macht, die Paulus meint, wenn er sagt: ... „Nicht, dass ich's schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach ... ich strecke mich nach dem, was da vorn ist“ (Phil 3,12f.).

Hier finde ich ausgesprochen, was meiner Sehnsucht und meiner Auffassung von der Würde, der Freiheit und der Verantwortung des Menschen entspricht, dass nämlich die Entscheidungen bei mir selbst liegen (5. Mose 30.15; Sirach 15.14-17), dass ich also die Wahl habe: „Bläsest du ins Fünklein, so wird ein groß Feuer daraus; speist du aber ins Fünklein, so verlöscht es; und beides kann aus deinem Munde kommen“ (Sirach 28.14).

Hier empfangen wir, der ich manches Mal nicht tapfer bin, den Ansporn: „Wer bist du denn, dass du dich vor Menschen fürchtest?“ (Jesaja 51.12, auch Hesekiel 2.6). Hier berührt die Stimme des Propheten über die Jahrtausende hin mein Innerstes, wenn er als zweimalige Erfahrung weitergibt, ehe er Gott hören könnte, müsste er sich aufrecht hinstellen: „Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, tritt auf die Füße, so will ich mit dir reden!“ (Hesekiel 2.1ff., 3.22ff.). [7]

Erleben und Einsicht, dass Gott und meine Veränderungen aufs engste zusammenhängen, sind hier ausgesprochen: „Bessert euer Leben und Wesen, so will ich bei euch wohnen an diesem Ort“ (Jeremia 7.3). Auch von hier aus werde ich ermutigt, mich in einer Welt auch des Schreckens und der Ungerechtigkeit dem Neuen, das wirklich dem Leben dient, zuzuwenden (Jeremia 4.3, Jesaja 65.17, Jesaja 58!), mitzubauen an einer Welt der Freundlichkeit, wo wir alle „sicher leben“ können (Hesekiel 8.17) und wo wir aus unseren Erstarrungen und Verkrampfungen, aus dem alten Denken, erlöst sind, so dass wir einander ein Segen sein können (Zacharias 8,13). Ich fühle mich gerufen, immer neu das „Gesetz des Lebens“ zu lernen und zu verwirklichen (Sirach 17.9). Hier fühle ich mich am stärksten in der Tradition der Sucher und Lernenden (Sprüche 6.6): „Wer sich aber darauf geben soll, dass er das Gesetz des Höchsten lerne, der muss die Weisheit der Alten erforschen und in den Propheten studieren. Er muss die Geschichten der berühmten Leute merken und denselben nachdenken, was sie bedeuten und lehren“ (Sirach 39,1f.).

### III Von den Freunden lernen

Wir, die wir gern unterwegs sind und uns mit allen Poren der Welt öffnen, sind Wind und Wetter ebenso ausgesetzt wie unsichtbaren und unhörbaren Einwirkungen. Günstige Umstände haben uns mit vielen Menschen zusammengeführt, die bleibende Spuren in

uns hinterließen. Manchmal haben wir schon im Augenblick der Begegnung gespürt, dass etwas in uns in Bewegung geriet, meist aber haben wir erst lange danach gemerkt, was solche Erfahrung in uns bewirkt hat. Vieles ist uns erst jetzt – beim bewussten Innehalten und Zurückblicken – klar und verständlich geworden.

## 1 Der Geist macht lebendig

Konrad:

Im Sommer 1954 besuchte ich eine pazifistische Konferenz in Paris und lernte dort einen älteren irischen Freund kennen. Während wir die Stadt durchstreiften und unsere Gedanken über Gott und die Welt austauschten, sagte er plötzlich beiläufig: Du bist ein Quäker. Als ich erwiderte, ich wüsste nicht, was ein Quäker sei und welche Besonderheit die Quäker-Gemeinden verbinde, meinte er: Darauf kommt es gar nicht an.

Ich habe erst sehr viel später begriffen, was er mir mitgeteilt hatte. Zuerst vernahm ich nur den Hinweis auf Übereinstimmungen mit einer kleinen Religionsgemeinschaft. Dann: ich könnte allen Ernstes Teil einer Gemeinschaft sein, ohne ihr formal anzugehören, es käme überhaupt nicht auf äußere Verbindlichkeit an. Und schließlich: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“, eine Einsicht, die englische Quäker schon 1656 einander ans Herz gelegt haben. [8]

Eine von denen, die uns immer wieder in dieser Hinsicht auf lautlose, kaum merkliche Weise ein Beispiel waren und uns angeregt haben, es ihnen gleichzutun, ist Lore Engelhardt. Ob sie zu einer Zeit, als dies während einer Jahresversammlung noch ganz unüblich und „unerhört“ war, zuließ, dass in der Holzhauser Schule unter ihrer Obhut „halbwüchsige“ junge Leute beiderlei Geschlechts gemeinsam nächtigten, ob sie ganz unkonventionell schwierige Beratungen, die gedämpft und in Andachtshaltung vor sich gingen, unterbrach und mit ihrer hellen Stimme, die vor Bewegung zitterte, in den Raum rief: „Freunde, ich muss euch mal etwas sagen...“, ob sie – und das ist noch gar nicht lange her – den Wunsch einiger ihr anvertrauter Jugendlicher erfüllte, eine Frühjahrsnacht in einer einsamen Feldkapelle zu verbringen, immer hat sie uns vorgelebt, dass es richtig sei, entgegen allem Selbstverständlichen das ganz und gar Ungewöhnliche zu tun, dass formale Regeln unbeachtet bleiben können, dass es darauf ankommt, „den Geist wehen zu lassen“.

Es gibt kaum eine andere Belehrung, die wir so gern annehmen wie diese, wenn wir auf der formalen „Buchstaben“-Ebene gedacht haben und dann mit dem Anspruch konfrontiert werden, uns über vorgegebene Bestimmungen hinwegzusetzen, um deren inhaltlichen Sinn erfüllen zu können und menschlich und in tieferem Sinn vernünftig zu sein.

Wir fühlen, dass auch der Prophet dies gemeint hat, wenn er mit kritischem Blick auf formale Gebote und Dogmen mahnt: „Sollte das ein Fasten sein ... , dass ein Mensch seinen Kopf hängen lasse wie ein Schilf oder auf einem Sack und in der Asche liege? Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Lass los, welche du mit Unrecht gebunden hast ...“

Diese Botschaft, nicht so sehr das Außen, sondern das Innen wichtig zu nehmen, nicht so

sehr die Form, sondern den Inhalt, hat uns seitdem nicht nur ständig begleitet, sondern ist mit zum Maß unseres Lebens geworden.

## 2 Horch auf die innere Stimme

Während einer Jahresversammlung in Eisenach 1961 gab es eine heftige Meinungsverschiedenheit über die Frage der Kriegsdienstverweigerung. Während es für uns Jüngere eine Selbstverständlichkeit war, dass kein Quäker Soldat werden könnte, betonte Carl Hermann, dass das allein vom Gewissen des einzelnen abhinge. Er hielt uns entgegen, dass wir unzulässigerweise unsere pazifistische Haltung absolut setzten und damit einen dogmatischen Anspruch erhoben. Wir empfanden seine Haltung als Verzicht auf eine der wesentlichsten Konsequenzen unseres Glaubens und als theologische Spitzfindigkeit. [9] Was uns trennte, war noch über Jahre hin diese unterschiedliche Einschätzung der Kriegsdienstverweigerung: für uns eine unverzichtbare Notwendigkeit, unseren Glauben zu dokumentieren, für Carl Hermann und andere eine wichtige Möglichkeit, sofern das Gewissen dazu rief.

Uns war damals nicht klar, dass diese Frage eine unserer ersten großen Gewissensfragen war, während viele ältere Freunde die Auswirkungen dogmatischer Ansprüche an sich selbst erfahren hatten, in schwierigen Zeiten schon viele Male der inneren Stimme gefolgt waren und schmerzlich erlitten hatten, was sich daraus für sie als Konsequenz ergab. Ich wünschte, wir hätten eher begriffen und Carl Hermann noch vor seinem Tode sagen können, dass auch wir dahin gekommen waren, dem Anruf der inneren Stimme Vorrang vor allen grundsätzlichen Erwägungen zu geben.

Inzwischen haben wir uns in Gesprächen mit Freunden und beim Lesen von Berichten über Quäker, die uns vorangegangen sind, manches Mal wie von einem Strahl aus einer anderen Welt getroffen gefühlt:

- als wir von der Unbeirrbarkeit Mary Dyers erfuhren, die 1658/59 – ohne Zögern ihrem Gewissen folgend – in Boston die Wahrheit von der Bruderschaft aller Menschen verkündete, trotz der Androhung der Todesstrafe zurückkehrte und gehängt wurde,

- als wir in Jan de Hartogs Quäker-Roman „Das wilde Paradies“ der Indianer-Ärztin Gulie Woodhouse begegneten, die – immer allein – in allen Schwierigkeiten stets nur das tun konnte, was sie als ihren inneren Auftrag verstand, manchmal gegen alle Vernunft und doch richtig,

- als wir die leidenschaftlichen Erklärungen des Pyrmonter Freundes Ludwig Seebohm kennenlernten, der um 1800 entgegen allen Anfeindungen von Obrigkeit und Geistlichkeit mit unbeschreiblicher Sicherheit sagte und tat, was er musste. [10]

Wann immer wir an sie und viele andere denken, begreifen wir, dass sie alle keine andere Wahl hatten, als nach innen zu horchen und das zu tun, was ihnen die leise innere Stimme ans Herz legte. Wie durch Mohandas Gandhi, der sich auf nichts als auf dieses Horchen nach innen berufen mochte, sind wir durch solche Begegnungen darin trainiert worden, stärker zwischen **ich will** und **ich muss** zu unterscheiden und sensibler für das zu werden, was in uns spricht. Dass wir trotzdem manches Mal in schwierigen Situationen so gar nichts hören, obwohl wir begierig darauf warten; dass wir manchmal im Nachhinein erkennen, wie verstockt wir weggehört oder die innere Stimme mit ver-

meintlich besseren Argumenten übertönt haben, hat uns mit Kummer erkennen lassen, welche Strecke noch vor uns liegt. Dass wir aber gelegentlich – ohne Vorahnung und Vorwarnung – plötzlich wussten, was zu tun oder zu sagen war, hat in uns die Gewissheit gefördert, dass nicht uns die innere Stimme untertan ist, sondern wir ihr.

## 3 Hier und heute

Als eben 20jährige sind uns beiden auf internationalen Zusammenkünften, in denen es um Friedens- und Versöhnungsfragen ging, immer wieder, auch unabhängig voneinander, Menschen aufgefallen, die als Gesprächsteilnehmer oder -leiter besonders konstruktiv und behutsam zur Entscheidungsfindung beitrugen und die eine Atmosphäre des Wohlwollens und der Wärme umgab. Wir sahen, wie sie als Mitsuchende, Mitfragende gesammelter als andere zuhörten, wie sie den inneren Sinn von Äußerungen freizulegen vermochten, wie sie im Auseinanderstrebenden das Verbindende sichtbar machen konnten. Häufig kannten wir nicht einmal ihre Namen und erfuhren erst später, dass es „Freunde“ gewesen waren. Sie riefen in uns beiden den Wunsch hervor, in ähnlichen Situationen wie sie hilfreich und nützlich zu sein.

Auch in unseren frühen Begegnungen mit Ilse Völker und Hans und Ille Petersen spürten wir, wie sehr sie das Hier und Heute erfüllten. Sie ließen uns Jüngere in bewegender Offenheit und ungeschützt an den Freuden und Bedrängnissen ihres Lebens Anteil nehmen. Wir erlebten sie als mit allen Sinnen „gegenwärtige“ Menschen. Wir empfanden eine starke geistige Verwandtschaft zwischen ihnen und anderen Freunden wie Maria Schmolling, die mit einer raschen Entscheidung ihre Massage-Praxis aufgab, um für viele Monate in einem nordafrikanischen Unglücks-Gebiet Gelähmten zu helfen; wie Frida Jester, der einer von uns am Heiligabend 1952 in einem der trostlosen Hochbunker begegnete, wo sie sich mühte, Obdachlosen ein geduldiges Ohr und Geborgenheit für die Nacht zu geben.

Wir begannen zu ahnen, dass – wo immer Freunde stehen – der Boden „heiliges Land“ ist, wenn sie sich, ohne sich selbst im Sinn zu haben, ganz einbringen; „dies ist die Zeit“ – so spürten wir – hieß für sie: Jetzt muss es geschehen, hier und heute.

Konrad:

Vor diesem Hintergrund verstanden wir um so besser, was mir eines Tages ein älterer, leitender Mitarbeiter des Freundschaftsheims Bückeberg erzählt hatte:

Wenn ich morgens aufwache, stehe ich auf, als geschehe dies zum ersten Mal. Ich lasse das Wasser über meinen Arm laufen und erfrische mein Gesicht, als geschehe dies ganz neu. Ich stärke mich, als hätte ich nie vorher gegessen und getrunken. Ich lese morgens keine Zeitung mehr, um mich nicht in die Welt zu zerfasern, sondern richte mich aus auf die Menschen und Aufgaben, mit denen ich heute zu tun habe, und nehme mir vor, ihnen so zu begegnen, als wäre dies jeweils der wichtigste Augenblick meines Lebens.

Mich darin ü bend, es ihm gleich zu tun und meinen Tag so bewusst zu beginnen, habe ich immer wieder eine erstaunliche Erfahrung gemacht: Wenn ich – leider noch nicht an jedem Morgen – mir die Einmaligkeit des Augenblicks auf gleiche

Weise wie er vergegenwärtige, bin ich auf eigentümliche Weise erfüllt; ungeachtet der auftauchenden Probleme verläuft mein Tag unbeschwerter, und ich bin geöffnet als sonst. Es geht mir wie Hermann Hesses Siddharta, der um sich blickt, „als sähe er zum ersten Mal die Welt“. „Kein Wunder“, meint unser Freund Heinrich, „du hast doch gebetet ...“

In den Begegnungen mit Freunden haben wir gemerkt, dass viele von ihnen durch ihr Handeln zugleich Wärme und Freundlichkeit um sich verbreiteten. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang besonders gern an Otto Cziarski. Er war einer der begeisterungsfähigsten Freunde, mit denen wir in Berührung gekommen sind. Wer auch nur einmal mit ihm ringen durfte um das richtige Vorgehen, wer seine leidenschaftlichen Versuche gelesen hat, die Jahre des südamerikanischen Exils aufzuarbeiten, wer einen seiner mutmachenden Briefe erhalten hat, wird für immer davon berührt bleiben. Dieser sensible und enthusiastische Mann hat eindringlich darauf hingewiesen, dass es auf Menschen ankäme, „die die Atmosphäre verändern“. Gerade dies ist es, was uns einige Freunde so bildhaft vorgelebt haben: ein Klima des Vertrauens zu schaffen, in scheinbar aussichtslos verkrampften Situationen den Mut zu haben, die Hoffnungen aller auszusprechen, durch eigene Wärme die wärmenden und erlösenden Kräfte der anderen anzuregen, durch eigene Offenheit die Lernbereitschaft der anderen zu fördern und gebundene Zungen zum Sprechen zu bringen.[11]

Vor allem Heinrich Carstens, einer unserer späteren „weltlichen Trauzeugen“ hat durch sein einführendes, freundliches und unbeschreiblich wärmendes Tun – wie aus einem unerschöpflichen Brunnen schöpfend – immer neu zu unserem Wohlbefinden beigetragen und unseren Weg erhellt. Wie kaum einer war er imstande, in Augenblicken den Raum um sich positiv zu verändern und das Notwendige und Wahre zu sagen und zu tun. Auch durch ihn haben wir begriffen, dass wir uns im täglichen Handeln bewähren müssen.

Wir hatten zwar Martin Bubers frühe Rede „Der heilige Weg“ noch nicht gelesen, der Auftrag, die Schöpfung „weiterzuführen“, war noch nicht an uns herangekommen, auch war uns noch unbekannt, dass die frühen Christen als „Volk des Weges“ bezeichnet wurden. Aber es bildete sich damals am Beispiel des gelebten Lebens die Sehnsucht nach Verwirklichung heraus. „Nicht das gedankliche Erfassen des Geistes ... ist die Aufgabe, sondern des Geistes Verwirklichung“, „die Wahrheit als Tat ...“ [12]

So haben wir in den Jahren, in denen wir am stärksten auf der Suche waren, von Freunden gelernt und es uns zu eigen gemacht, dass es auf das Tun ankommt. Ohne dass sie es wussten und wollten, hatten sie uns eine Weisung auf den Weg mitgegeben, hatten den Ruf von George Fox durch ihre Praxis weitergereicht: Lasst euer Leben sprechen! [13]

Die Betonung des täglichen Lebens, der Bewährung im beruflichen und familiären Alltag gewann für uns auf dieser Grundlage eine solche Bedeutung, dass wir es wagten, neben die oft gehörte Auffassung anderer Freunde, die Andacht sei Zentrum, ja das Entscheidende im Quäker-Sein, unsere eigene zu stellen: Die Andacht verhält sich zum täglichen Leben wie Johannes zu Jesus. Das eine bedarf des anderen, beides ist nur als Einheit zu begreifen, aber so wie Johannes auf Jesus als den Größeren hinweist, diene die schweigende Vereinigung mit den Freunden und das, was in der Stille zwischen uns geschieht, vor allem dem folgenden Leben, der Erfüllung unserer Aufgaben im Alltag hier und heute.

#### 4 Nimm dich selbst an

Unser Alltag aber verlief nicht so unbeschwert und überzeugend, wie wir uns das wünschten. Wir sahen immer wieder und nicht ohne Erschrecken, dass es ständig in uns rumorte, dass wir miteinander nicht in idealer Weise zurechtkamen und dass es auch die Menschen um uns herum nicht leicht mit uns hatten. Wir spürten zwar die Wahrheit der Hinweise, dass die Konfliktsituationen zwischen uns und der Umwelt Auswirkungen der Konflikte in der eigenen Seele seien und dass wir uns deshalb zuerst selbst wandeln müssten, bevor wir die Schwierigkeiten auflösen könnten [14]; unser tägliches Leben aber blieb in vielfacher Hinsicht kompliziert. Wer uns kannte, schätzte uns zu recht als schwierig ein, und wir wussten, dass wir allen Anlass hatten, mit uns unzufrieden zu sein.

Selten verließ uns in jenen Jahren das schmerzende Gefühl, so, wie wir waren, nicht in Ordnung zu sein. Kurz: wir hatten es schwer, uns wirklich zu bejahen.

Inzwischen haben wir Entscheidendes dazugelernt. Was blieb, war das offenbar unvermeidliche Auf und Ab; wir geraten noch immer in Untiefen und finden uns unversehens wie eh und je auf Höhen wieder, wo die Luft leicht ist. Aber anders als damals gelingt es uns heute, gelassener die Wellen in uns und um uns auszuhalten.

Denn je mehr wir mit den Freunden vertraut wurden, desto stärker änderte sich die Einstellung zu uns selbst, und wir wurden sicherer. Wir sahen, wie sich die Freunde bemühten, tolerant und behutsam nicht nur miteinander, sondern auch mit sich selbst umzugehen. Wir hörten in den Andachten hin und wieder von der Selbstbejahung als Voraussetzung für Offenheit anderen gegenüber, und wir begannen zu ahnen: Wenn etwas vom „Licht“ in jedem Menschen vorhanden ist, wenn das Licht manchmal selbst die äußerste Dunkelheit durchstrahlen kann, so muss dies auch für uns gelten.

Ganz allmählich dämmerte die Einsicht, die jeder Mensch macht, der dabei ist, zu sich selbst zu finden, dass Schatten und Lichtseiten in uns untrennbar verwoben sind. Wir lernen noch immer und immer wieder neu, dass – so sehr wir auch wachsen und „unser Leben bessern“ – wir doch unvollkommen bleiben und dass unsere Chance gerade in unserer begrenzten Besonderheit besteht.

Die stärksten Anstöße dazu empfingen wir von Freunden, die spürten, wenn wir in Verzweiflung waren, die auf uns zingingen, uns bei den Schultern packten und uns aufrüttelnd mahnten: Nimm dich an, wie du bist! Sie nahmen uns stumm in den Arm oder gaben uns durch einen Blick Trost und Zuversicht: Du bist liebenswert, wir mögen dich, so wie du bist und sein kannst, so wie du geschaffen bist; warum solltest du dich selbst nicht mögen?

Und es war auch eine Freundin, die uns an ein chassidisches Wort erinnerte: „Jedermann soll wissen und bedenken, dass er in der Welt einzig ist in seiner Beschaffenheit, und kein ihm Gleicher war je im Leben, denn wäre je ein ihm Gleicher gewesen, dann brauchte er nicht zu sein ...“

Eins ist gewiss: Nirgends haben wir so unter unseren Unzulänglichkeiten gelitten wie unter Freunden, aber nirgends haben wir uns so wie bei ihnen gehalten und geliebt gefühlt. Und nirgends sonst sind wir auf so eindringliche Weise dahin geführt worden, uns selbst liebzuhaben.

## 5 Lass dir Zeit

Solange jugendliches Feuer in einem Menschen glüht, wird ihm intensives Engagement und vorwärtsdrängende Ungeduld vielleicht zugestanden. (Und wenn in dieser Phase jemandem diese Art Enthusiasmus fehlt, so mangelt es ihm ganz sicher an einem Stück wunderbaren Lebens.) Von den Älteren unter uns erwarten wir, dass sie gelassener mit Problemen umgehen und ihre Anliegen ohne Hast und bedrängendes Argumentieren vorbringen. Und doch erleben wir hin und wieder, dass eine altersunabhängige Begeisterung oder das Gefühl besonderer Verantwortung sogar gesetztere Freunde dazu bringen, das gemeinsame Nachdenken beschleunigen und schnelle Entscheidungen herbeiführen zu wollen.

In solchen Situationen, die offenbar doch häufiger vorkommen, als es die ideale Vorstellung vom „geduldigen Quäker“ erwarten lässt, haben wir schon in frühen Jahren gehört: Bei den Freunden gibt es nichts, was sofort entschieden werden muss.

Wir haben in diesem Hinweis am deutlichsten das Abwarten und das Hinausschieben von unbequemen Entscheidungen gesehen, wohl auch die Skepsis gegenüber nicht überschlafenen, spontanen Einfällen. Erst allmählich spürten wir darin ein tiefes Vertrauen in den natürlichen Ordnungs-Zusammenhang der Welt (ungeachtet all der Wirren, die wir auf unserem Planeten zuwege bringen) und das Bedürfnis, vor wichtigen Beschlüssen noch einmal innezuhalten.

Sicher ist mit diesem Hinweis auch der Verzicht gemeint, auf andere Druck ausüben und sie mitreißen zu wollen (ganz gleich, wie stark unser eigener, innerer „Druck“ ist), damit jeder in völliger Freiheit an der Entscheidung mitwirken kann: „gib frei, welche du drängst“.

Unser verstorbener Freund Albert Steen, dem der rasche Zugriff, je älter er wurde, desto mehr suspekt wurde, hat die Notwendigkeit des Abwägens und Abwartens in Verse gefasst. Ihm war vertraut, dass Sich-Zeit-Lassen und Zeit-Haben miteinander korrespondieren, und er konnte deshalb einen weiteren Zusammenhang heller machen: den zwischen langsamem Wachsen und ruhiger Geduld und dem danach erst möglichen Voranschreiten: es müsse die Ruhe innerer Ordnung gefunden sein, um im aufrechten Gang entscheiden und handeln zu können:

O wollest nicht zu früh vom Baum  
halbreife Frucht dir greifen.  
Was wächst braucht Zeit, was wächst braucht Raum,  
zur Fülle hin zu reifen. [15]

Auch mit Hilfe von Albert Steen haben wir allmählich erkannt, dass „Lass dir Zeit“ einer der Schlüssel für ein am Hören orientiertes Leben ist. Theoretisch wissen wir sicher, dass wir diesen Schlüssel unaufhörlich brauchen, für uns selbst und für einander. Eine praktische Umsetzung dieses Wissens gelingt uns jedoch nur in Ansätzen. Noch immer reißt uns Ungeduld fort, noch immer entdecken wir im nachhinein, dass wir andere Menschen angetrieben und bedrängt haben. „Lass dir Zeit“ gilt eben auch für unsere Bemühung zu lernen, sich Zeit zu lassen ...

## 6 Sieh dich in einer Kette, halte Erinnerung lebendig

Marie Pleissner hatte lange zugehört, wie es ihre Art war. Dann begann sie zu sprechen: Soll ich jetzt mal von mir berichten?

Die Freunde saßen dicht gedrängt, junge und alte, im Gespräch während einer Jahresversammlung zusammen; von jenen Tagen ist uns fast nichts in Erinnerung geblieben als diese Situation mit Maries Schilderung des Kriegsausbruchs 1914. Sie befand sich auf dem Platz vor dem Rathaus ihrer Heimatstadt, die Glocken begannen zu läuten, die Menschen jubelten. Als sie nachfragte: „Was ist das? Warum freuen sich alle?“ erhielt sie zur Antwort: Krieg, es ist Krieg! Es traf sie wie ein Schlag. Sie musste sich festhalten, die Tränen rannen ihr übers Gesicht.

Während sie uns dies erzählte, wagten wir kaum zu atmen. Der Schmerz von damals, all der schneidende Schmerz über das entsetzliche Grauen des Kriegs bis in unsere 70er Jahre wurde noch einmal in ihr lebendig. Sie schloss die Augen, über ihr runzeliges schönes Gesicht liefen die Tränen, und sie fügte hinzu: Dieser Tag hat mein Leben verändert. Es war ein Augenblick unbeschreiblicher Stille. Wir hörten die Glocken mit ihren Ohren, wir teilten ihren Schmerz. Vergangenheit wurde zur Gegenwart, Marie und wir und die jungen Freunde im Raum verschmolzen zu einer Generation ...

Dieses bewegende Erlebnis hat in uns beiden einen Anruf verstärkt: Sieh dich in einer Kette von Freunden, halte in dir Erinnerung lebendig!

Wir haben schon früh bemerkt, dass auch wir beide sehr schnell vergessen können. Wir sind so erfüllt von unmittelbarer Gegenwart und vom Vorwärtsblicken, dass uns Menschen, die uns früher nahe waren, aus dem Sinn kommen, wenn wir sie nicht mehr sehen, und dass wir uns nur noch selten der Verstorbenen erinnern.

Wir fragen uns manchmal, ob wir im persönlichen Freundeskreis wie im Kreis der deutschen Quäker genug dafür getan haben, dass Menschen, die lange Zeit mit uns auf dem Wege waren, nicht so schnell aus unserem Blickfeld verschwinden. Und wir wünschten, es könnte gelingen, sich regelmäßig des Wesentlichen zu vergewissern, das ihr Leben für uns war. Lieselotte Käbberich spricht zu recht von der dritten Dimension, die – nach Raum und Zeit – erst hervortritt, wenn jemand nicht mehr atmet, und die Unwesentlichen verblassen lässt. Weshalb üben wir alle nicht stärker, durch aktives Erinnern lebendig zu erhalten und weiterzugeben, was uns berührt hat? Weshalb sprechen wir so wenig vom Anruf gegen das Vergessen, den die Toten an uns richten, und sind einander so selten behilflich, uns zu erinnern? [16]

Natürlich fällt es uns leichter, ein Buch der frühen Freunde zur Hand zu nehmen. Aber teilen wir uns das Gelesene mit? Welche Fülle von Erfahrung und Einsicht der Vorangegangenen ist in ihren Schriften vor uns ausgebreitet!

So wie wir bei einem Aufstieg zu einer Berghütte gerade durch eine Rückwendung neue und unerwartete Ausblicke gewinnen, die uns entzücken, so ist es uns immer wieder mit Texten ergangen, die lebendig machen, was Menschen von uns gedacht haben. Und wenn auch nicht alles „zu uns spricht“ (wie die frühen Freunde sagen), so ahnen wir doch selbst im Befremdlichen das gleiche Bemühen, das uns heute treibt, und wir haben vieles gefunden, was unmittelbar mit Gegenwarts-Problemen zu tun hat.

Indem wir uns dies klarmachen, taucht die Erinnerung auf an einen Besuch im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald, in dem auch Leonhard Friedrich gefangen war.



Wir sahen die Lampenschirme aus Menschenhaut, die Inschriften an der Wand, die Verbrennungsöfen und die Überreste der Opfer: Berge von Haaren, Brillen und Schuhen.

Unsere Freundin Eva Hermann, die unter der faschistischen Herrschaft bis zu ihrer Befreiung 1945 in einer elsässischen Zelle gelegen hatte, ging zwischen uns beiden. Ohne uns verständigen zu müssen, haben wir Jüngeren der Älteren wie aus einem Mund das Versprechen gegeben, alles zu tun, damit sich zu unseren Lebzeiten solche Grausamkeiten nicht wiederholen können.

Erinnerung lebendig zu halten und sich in einer Kette zu sehen, bedeutet für uns also auch: sich durch das Schicksal von Freunden anrühren zu lassen, aufzugreifen, was ihnen wichtig war und wofür sie gelitten haben; bedeutet: in ihrem Sinn Verantwortung zu übernehmen und danach zu handeln.

In solcher Weise von den Freunden lernen zu können: das war und das ist noch immer so etwas wie ein Abenteuer für uns, ein beglückendes und kräftigendes Abenteuer, das uns sicherer nach vorn blicken lässt.

#### IV Mut machen

Die Verhältnisse, die die frühen Freunde vorgefunden haben, und die Verhältnisse, in denen wir 300 Jahre später wirken, mögen sich in vielem unterscheiden. In einem aber gleichen sie sich: Damals wie heute fühlen sich Menschen aufgrund eigener Beobachtung, eigenen Nachdenkens und eigener Gewissenserforschung in manchmal selbstgefährdender Weise genötigt, sich zu engagieren. Noch immer leben oder geraten wir in Situationen, die eine entscheidende Tat oder ein klares Wort erfordern und in denen Selbstvertrauen und Mut gebraucht werden. Noch immer gehört für viele Frauen und Männer Mut dazu, den eigenen Weg zu gehen, das eigene Glücksbedürfnis zu bejahen und zielstrebig Anliegen zu verfolgen.

Und da Mut niemandem als selbstverständliche Gabe in die Wiege gelegt wird, sondern von klein auf gelernt und auch später noch – häufig gegen Widerstände – geübt werden muss, ist es nach unserem Verständnis in unsere Mit-Verantwortung gegeben, anderen Mut zu machen.

So wie in einem Wiesenblumenstrauß, den wir unterwegs pflücken, die unterschiedlichsten Blüten gebündelt sind, wollen wir in diesem Abschnitt einige für uns wichtige Erfahrungen nebeneinander stellen, die mit dem Mutmachen zusammenhängen.

##### 1 Selbstvertrauen wecken

Helga:

Ich erinnere mich an eine winzige Szene aus meiner frühen Schulzeit. Es war Krieg, ich hatte mit vielen anderen 12jährigen Mädchen ein ganzes Jahr lang in der Tschechoslowakei in einem Kinderlandverschickungslager verbracht. Nun sollte es nach Hause gehen. Frühmorgens verabschiedeten wir uns von einer alten, pensionierten Lehrerin, die uns während dieser Zeit „Großmutter“ gewesen

war und die jetzt zurückblieb. Sie nahm mein Gesicht zwischen ihre Hände, sah mich eine Weile still an, küsste mich auf die Stirn und sagte etwas vom Vertrauen in meine Kräfte, von meinen Möglichkeiten und Fähigkeiten, das einmündete in den Satz: „Du wirst deinen Weg gehen!“, dass mir die Tränen kamen und ich mit glühendem Gesicht den Raum verließ. Nie habe ich vergessen, welche Kraft davon ausgehen kann, dass ein Mensch zuversichtlich an einen anderen – vor allem einen Heranwachsenden – glaubt.

Konrad:

Auch ich habe in diesem Alter Eindrücke aufgesogen, die mein Selbstvertrauen gestärkt haben. Dass ich in schwierigen Zeiten nicht niedergedrückt blieb, sondern mich immer wieder aufrichten konnte, verdanke ich meiner Mutter.

1943 rodete sie – die Hungerzeiten vorausahnend – Furchen für Furchen ein Jahrzehntlang brachliegendes, schutthaldenähnliches Feld von 2.000 m<sup>2</sup> Größe; ich half nur widerwillig mit, immer wieder argumentierend, auf einem solchen öden Acker könnte niemals etwas wachsen. Durch ihre Unbeirrbarkeit und ihre Ausdauer und vor allem aufgrund des unbeschreiblichen Erfolgs unserer Mühen hat sie mich gelehrt, hinfort für möglich zu halten, dass auch auf dem dürtigsten Boden Früchte gedeihen können: Wir ernteten nämlich Berge von Spinat, Kohl und Kartoffeln und hatten damit in den schlimmsten Monaten zu essen. „Aufgaben sind dazu da, sie anzupacken, mein Junge!“

Ich weiß nicht, ob sie jemals ausgesprochen hat, was mich als Lehre ihres Lebens am stärksten angeregt hat. Sie hat mich gestützt und aufmunternd begleitet in dem suchenden Hin und Her meiner beruflichen Entwicklung, zur Verwirklichung meiner ständigen Reise-Pläne und bei jedem neuen Schritt meiner pazifistisch-politischen Arbeit.

Durch alles Reden und Tun hindurch habe ich von ihr eine Aufforderung aufgenommen, die ihr reiches, schwieriges Leben geprägt hat und auch mir Richtung gibt. Die Aufforderung lautet: Sag JA zu deinen Wünschen. Vertrau deiner Sehnsucht. Was in einem alten Weihnachtslied von den drei Königen gesagt wird: „Sie folgten ihrem Stern“, hat sie mir als Antrieb mitgegeben, so als hätte sie eine Art Magnet in mir geweckt, der mich voranzieht.

Wir sind beide sehr dankbar, dass wir auch im Umgang mit den eigenen Kindern im wesentlichen übereingestimmt haben, so darin, dass es unsere höchste Aufgabe sei, ihnen behilflich zu sein, Selbstvertrauen zu entwickeln.

Wir mögen im einzelnen geirrt, auch wohl grobe Fehler gemacht haben, aber die große Linie war immer klar. Sie hieß: Du bist viel reicher, als du ahnst, und hast Möglichkeiten „wie ein gewässerter Garten“; was auch immer andere, vielleicht sogar wir Eltern dir sagen, horche in dich hinein und tue, was du tun musst; *dir* ist dein Leben anvertraut, *du* musst es verantworten; *geh deinen eigenen Weg!*

Als unsere älteste Tochter im Zusammenhang mit einer gewaltfreien Blockade von Atomraketen in Mutlangen vor einer Entscheidungsfrage stand, wie sie nur wenigen Menschen zufällt, haben wir anderen darauf verzichtet zu sagen, wie wir uns verhalten hätten; wir haben sie ermutigt, das zu tun, was das tiefste Gefühl, die leise innere Stim-

me nahelegt. Katja hat dann wie mit selbstverständlicher Sicherheit den gewählten Weg fortgesetzt – 40 Tage Gefängnis aus Gewissensgründen – und konnte sich dabei von uns allen gestützt wissen.

Inzwischen sind Katja, Ulrike und Sören erwachsen; jeder von ihnen lebt zu unserer Freude unverwechselbar das eigene Leben. Das Bewusstsein ihrer selbst und das Vertrauen in die eigenen Kräfte erscheinen uns Eltern manchmal so vital, dass wir wünschen, sie könnten anderen einiges davon abgeben. Vielleicht macht schon allein ihr Mut den Ort, an dem sie stehen, ein wenig erfreulicher und regt andere an, in ähnlicher Weise zu leben.

## 2 Begleiter sein

In unseren Jugendjahren hatten wir das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ verstanden als: Liebe deinen Nächsten statt deiner selbst. Wir hatten gemeint, dass ein erfülltes Leben nur führen könnte, wer bereit wäre, auf eigene Bedürfnisse zu verzichten und eigenes Streben zurückzustellen, um ganz für andere da zu sein. Wir waren überzeugt, so scheint uns im Rückblick, dass eine Art Amputation von uns erwartet würde, ein Verzicht auf etwas, das uns zugehörig war wie Arme und Beine. Nur wer dazu fähig wäre, meinten wir, täte das Rechte.

Dass wir dieses bedrückende Missverständnis auflösen konnten, haben wir als befreiend empfunden. Im Gespräch mit Freunden wurde uns schrittweise zweierlei bewusst: Je mehr wir den Nächsten zugetan waren und ihnen hin und wieder gerecht werden konnten, desto wohler fühlten wir uns und waren desto mehr „bei uns selbst“. Und umgekehrt: die Erfüllung des Gebots fiel uns um so leichter, je ausgeglichener und bejahender unser Verhältnis zu uns selbst wurde.

Wir begriffen nach und nach, dass wir uns liebhaben müssten, um von uns absehen zu können (oder, wie wir bei Martin Buber lasen: Bei sich anfangen, aber nicht bei sich aufhören).

Drei unterschiedliche Arten solcher Nächstenliebe haben uns besonders eingeleuchtet und ermutigt:

o Wir können uns nicht erinnern, von Freunden gehört zu haben, die nicht irgendwo ein Nebenamt wahrnehmen, eine Aufgabe, die dem Nächsten dient. Vermutlich sehen wir uns alle „umzingelt“ von brennenden Problemen, durch die wir uns zum Handeln aufgefordert wissen. Vermutlich geht uns auch allen weit mehr „unter die Haut“, als wir aufgreifen können, und wir müssen uns auswählend fragen, wohin es uns zieht. Wenn wir aber gewählt haben, bedarf es des langen Atems und großer Geduld.

Eine von denen, die uns mit ihrem Leben dazu einen Fingerzeig gegeben haben, ist unsere Freundin Inge Specht. Das Kinderheim Holm-Seppensen, an dessen Aufbau in den Nachkriegsjahren sie beteiligt war, hat im Laufe seiner wechselvollen Geschichte für jeweils einige Jahre viele Menschen zur tätigen Mitarbeit gerufen. In Zeiten, in denen andere die Verantwortung trugen, hat Inge fachkundig-intensiv den Dienst für die dort lebenden jungen Menschen verfolgt. Sobald sie gebraucht wurde, stand sie zur Verfügung und hat seitdem zuverlässig, ohne sich durch Rückschläge beirren zu lassen, und mit gleichbleibender Nähe Mitverantwortung übernommen. Sie sucht ständig das

Gespräch mit den Mitarbeitern und kennt fast jedes Kind und jeden Jugendlichen mit Namen, als wären sie ihr alle persönlich anvertraut.

Ihr anhaltendes Engagement hat uns manches Mal in anderen Zusammenhängen, wenn wir müde wurden, einen neuen Anstoß gegeben.

o Eine weitere Art der Nächstenliebe, die uns durch das Beispiel von Freunden wichtig geworden ist: Jeder von uns kennt dies, dass plötzlich ein „Nächster“ in unseren Gesichtskreis tritt, der unsere ungeteilte Aufmerksamkeit und Hilfe braucht, und dass wir uns ihm zuwenden. Nach einer Weile lockert sich das Band zwischen uns, und die Not eines neuen Nächsten ruft uns an.

Dass es möglich ist, der Gefahr einer solchen allzu punktuellen Zuwendung zu entgehen und auf eine weite Strecke hin einzelne Menschen mit der Hand auf der Schulter zu begleiten, sehen wir immer wieder an Ute Caspers.

Ob es darum ging, ein fremdes Kind für längere Zeit zusätzlich in die Familie aufzunehmen, ob eine junge, vertraute Freundin während einer langwierigen Erkrankung der Stützung bedurfte, ob es galt, eine alte Frau in den Phasen der abnehmenden Kräfte bis zum Ende ihres Lebens zu begleiten, ob ein Unrecht gegenüber Asylanten erkennbar wurde oder ob sich eine Familie in ihrer kleinen Stadt isoliert fühlte, Ute mühte sich mit einführender Solidarität zu helfen. Sie schien stets eine vertrauensvolle, stärkende Gefährtin zu sein, die dunkle Zeiten erträglicher machte. Soweit uns deutlich wurde, sah sie als ihre Aufgabe an, aufmerksame Hüterin zu sein und Brücken zu schlagen, kontinuierlich Beziehungen zu vertiefen und über längere Zeit hin Bedrückte zu stützen.

Ihr Wirken hat uns dazu gebracht, „die Hand auf der Schulter des anderen“ als Ausdruck der Liebe zum Nächsten zu erkennen.

o Eine dritte Art betrifft die Fähigkeit, unerschrocken mögliche Bundesgenossen anzustoßen und für mitmenschliche Probleme zu sensibilisieren. Dies praktiziert Inge Hesse, für die der biblische Hinweis: „Ihr sollt den Fremdling lieben“ (5. Mose 10,4) zum freudigen Auftrag geworden ist. Lange bevor Asylrecht und Ausländer-Feindlichkeit öffentlich diskutierte Themen wurden, hat sie sich engagiert und unauffällig in ihrer Nachbarschaft derer angenommen, die Orientierung, konkrete Hilfe und Freundschaft brauchten. Je mehr sie im Einzelfall die grundsätzliche Problematik begriff, desto häufiger konfrontierte sie uns Freunde mit Beispielen und rief zu individueller und politischer Unterstützung auf. Zwar dauerte es einige Zeit, bis interessierte Aufmerksamkeit erreicht war (ihr ging es wie Clementine Rothenstein, die uns jahrelang ihr Anliegen gegen Kernkraftwerke vortrug, ohne dass eine spürbare Resonanz aufkam), aber letztlich bewirkte sie bei vielen von uns erhöhte Wachsamkeit und aktive Stützung von ähnlichen Initiativen.

Inge Hesse hat uns – wie die beiden anderen – eine lebendige, begleitende Zuneigung zum Nächsten gezeigt, die uns berührt und anregt, mehr noch: die uns beflügelt und neue Möglichkeiten eröffnet.

## 3 Heranwachsende stärken

Vieles von dem, was uns aus der Wirklichkeit erreicht hat, was wir durch die innere Stimme vernommen, von Freunden gelernt und uns zum Maß gesetzt haben, ging auch im beruflichen Bereich in unsere tägliche Erziehungsarbeit ein. Und umgekehrt: Ein Gut-

teil unserer Erfahrungen, unserer Hoffnungen und unseres Vertrauens in die Möglichkeiten des Menschen gewinnen wir immer wieder neu aus dem Umgang mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, besonders aber mit Kindern. Ihre spontane Lebendigkeit, ihre Kreativität, ihr Gefühl für Recht und Unrecht, ihre natürliche Freude am Helfen und an der Übernahme von Verantwortung und ihre vielseitige Lernbereitschaft bedeuten für uns ein wichtiges Gegengewicht gegenüber häufiger Verzweiflung über die Gleichgültigkeit vieler Mitmenschen und die Haltung der Mächtigen.

Und so kommt es in dem, was wir als ältere Generation der jüngeren zu vermitteln haben, vor allem darauf an, diese positiven Kräfte zu erhalten und zu verstärken wie den Menschen in seinen Möglichkeiten und Wünschen zu sehen.

Helga:

Ich möchte darüber einiges aus meiner Arbeit mit Kindern des 1. und 2. Schuljahr berichten.

o Anspornendes Lehren und Lernen

Wir beide haben in jungen Jahren unvergesslich an Älteren gesehen, welche Freude das Eindringen in geistige Zusammenhänge und das Trainieren von Fähigkeiten bedeuten kann. Dabei tritt mir vor allem mein Vater vor Augen, der sich als Friseurgeselle unausgebildet und unterfordert fühlte. Er schuf sich aus eigener Kraft Zugang zur Musik, zu den Naturwissenschaften, zur Literatur und zur Politik; elf Jahre lang hat er auf die Anschaffung eines Welt-Atlas sparen müssen. Sein ganzes Leben war bestimmt von der Sehnsucht, fortzuschreiten in ganz neue Bereiche und zu verstehen. Er hat mir gezeigt, wie eng Lernen und Selbstwertgefühl zusammenhängen und dass leben „sich entwickeln“ heißt, „immer wieder aufbrechen“ und „neue Erfahrungen machen“.

In diesem Sinn lebendige Menschen heranzubilden, meint für uns, in ihnen Neugier und Lernfreude zu fördern.

Das aber kann nach unserem Verständnis nur auf der Grundlage einer menschlichen Beziehung geschehen, die den anderen bejaht, sein Nicht-Können immer als ein Noch-nicht versteht und ihn zum ständigen Fortschreiten ermutigt.

Alle vier Jahre begann ich damit, den etwa 24 Schulanfängern die mir anvertraut waren, vor allem ein Gefühl des Bejahtseins zu vermitteln, sie ernstzunehmen, ihnen zuzuhören, auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Die Kinder sollten sich wohlfühlen und sich angenommen wissen.

Jeder sollte das Gefühl bekommen, etwas Besonderes zu sein, unverwechselbar und unersetzbar. Dies gelang durch viele Gesten der Zuwendung und kurze Gespräche am Rande der täglichen Arbeit, durch ein Streicheln über den Kopf, durch einen liebevollen Knuff in die Seite, durch ein anerkennendes Wort über die neuen Farbstifte oder die Frage nach der kranken Mutter. Es gelang auch mit Hilfe von kleinen Aufgaben, durch die der einzelne hervortrat und für die er in dieser ersten Phase stets Bestätigung erfuhr, selbst wenn er Fehler gemacht hatte.

Es war wie beim Anstieg auf das Felsmassiv des Schlern: Sobald wir ständig auf das Ziel, den hoch über uns liegenden Gipfel, schauen, fühlen wir uns eher schwach. Welchen Mut und welchen Antrieb zum Fortschreiten aber gewinnen wir, wenn wir unseren Blick auf jede einzelne Teilstrecke richten, die wir bereits geschafft haben!

Ein guter Bergführer teilt das Tagespensum in mehrere Teilstrecken auf; wo immer dies möglich ist, lässt er beim Steigen jeden seinen eigenen Rhythmus finden, oder aber die Seilschaft richtet sich nach dem Schwächsten. Nie wird der Schnellste lobend herausgestellt oder gar der Langsame getadelt. Genauso versuchte ich, jedem Kind ein Fortschreiten nach seinen Fähigkeiten zu ermöglichen und es eben darin zu bestärken.

Beim Lesenlernen zum Beispiel kam es darauf an, den Vorgang bis zur gewandten Lesefertigkeit aufzuteilen in viele Abschnitte, die jeweils lustbetont zu durchschreiten waren und am Ende zu einem Teilerfolg führten („Ich kann eine kleine Fibelgeschichte lesen!“), die Befriedigung einerseits und Lernansporn andererseits brachten. Nicht für alle wurde das gleiche Tempo vorgeschrieben, einige durften Umwege und Extratouren machen, auch länger verweilen, doch nach einer jeden Etappe trafen sich alle gemeinsam wieder und freuten sich ihres Erfolgs.

Dass auf diesem Wege auch bereits besondere Talente deutlich wurden, die herausgestellt wurden und die jeweilige Einmaligkeit betonen konnten, versteht sich von selbst. Diejenigen aber, die wenig aus der Gruppe hervorstachen oder gar benachteiligt waren, wurden vor besondere kleine Bewährungsproben gestellt, die ihren Möglichkeiten entsprachen und ihnen ein kräftiges Gefühl des eigenen Wertes vermitteln konnten.

Das Ziel – die angestrebte Leistung am Ende der Lerngangs – wurde durch diese Betonung des Weges zwar relativiert, dennoch aber behielt die Freude am Vollbrachten ihren Wert. Ich versuchte, die kleinen Werke der Kinder so wenig wie möglich mit denen anderer Kinder vergleichen zu lassen, sondern regte an, den Blick auf das zu lenken, was gelungen war oder mutig angepackt wurde. Nur sehr vorsichtig und liebevoll wagte ich in einem nächsten Schritt zu benennen, was noch zu verbessern wäre.

Wenn die Kinder hörten, wie die Lehrerin vor allem bejahend und um Verständnis bemüht über andere sprach, auch wohl hin und wieder ein Kind ansprach, indem sie das positive Bemühen, nicht aber die Leistung eines anderen unterstrich, richtete sich der Blick auch bei ihnen mehr und mehr auf das Schon-Erreichte, auf das Können, anstatt auf Fehler und Irrtümer.

Mehrere Schüler beschwerten sich einmal über einen etwas streitfreudigen Jungen und sagten, dass sie Angst vor ihm hätten (dieses Sich-bewusst-werden und Aussprechen-können der eigenen Gefühle ist auch wichtig in einer Erziehung, die Mut machen möchte). Als ich dann im Laufe des anschließenden Gesprächs die Frage stellte: „Wer hat denn etwas anderes von Jörn zu berichten, etwas, das uns alle freuen kann?“, da meldeten sich spontan sechs Kinder und berichteten, wie er ihnen geholfen und beigestanden hätte. Aus der möglichen Anklage war für Jörn ein Impuls der Ermutigung geworden, es anders und besser zu versuchen.

Auch die Frage: „Warum bekommt Nils eigentlich zusätzlichen Unterricht?“ wurde nicht beiseite gedrängt, sondern offen in seiner Gegenwart vor der Gruppe besprochen. „Nils hatte im Kindergarten Sprechschwierigkeiten. Wir fürchteten, er könnte auch in der Schule noch entsprechende Probleme haben, deshalb haben wir ihm eine Sprachheillehrerin an die Seite gestellt.“ Die Reaktion der



Kinder: „Aber er spricht doch jetzt ganz richtig!“ zeigte dem betreffenden Jungen, dass seine Schwierigkeiten auch in den Augen der Mitschüler überwunden waren, und bestärkte ihn für die Zukunft.

Ähnlich war es mit Gundula. Sie hatte Probleme bei der räumlichen Wahrnehmung und Zuordnung. Eines Tages hob ich ein Bild von ihr hoch und freute mich daran: „Wie schön! Nachdem du es am Anfang schwer gehabt hast, die Dinge auf deinen Bildern hübsch zusammenzubringen, gelingt dir das jetzt. Merkst du es selber?“ Ich benannte damit eine fast überwundene Schwierigkeit und gab Verständnishilfen für die je besonderen Probleme der einzelnen Kinder.

In einer der nächsten Stunden holten mich die Kinder herbei: „Sehen Sie, Gundula hat wieder so gut gemalt!“ Die Mädchen und Jungen, siebenjährig, hatten verstanden, worum es mir ging, und trugen auf ihre Weise dazu bei, weiteres freudiges Lernen zu ermöglichen. „Aufrechter Gang kommt hier auf, Selbstsein im Gemeinsamsein, Schüler wie Lehrer leben vorn, an ständig vorrückender Grenze“ (Ernst Bloch).

o Anleitung zum Glücklich-Sein

In unserem Leben gibt es immer wieder Augenblicke eines tiefen Glücksgefühls: das Hineinbeißen in den im eigenen Garten frisch gepflückten Apfel; die Freude über ein selbstgefertigtes Werkstück, das nach langer Mühe endlich gerundet vor uns liegt (wie diese Vorlesung); das Gefühl, das uns ergreift, wenn unsere Kinder vertrauensvoll mit uns sprechen oder wenn uns jemand zärtlich zu trösten sucht; der Zustand von Leichtigkeit und Wohlsein, in den uns die Umarmung des geliebten Menschen bringt. Wir kennen viele Momente solcher ausstrahlender Wärme, die uns über Perioden der Kälte und Dürre hinwegtragen und uns aufmuntern: prägende Erfahrungen unseres Lebens, zu denen wir seit Beginn unserer Gemeinsamkeit auch Jüngere bereit machen möchten. Ersehnt doch jeder Mensch – und gerade der Heranwachsende – zu recht die Anerkennung aller seiner Bedürfnisse, und ist doch für jeden die Erfüllung dieser Sehnsucht immer wieder mit starken Glücksempfindungen verbunden, gleich ob es sich um mehr körperliche Bedürfnisse handelt wie die Lust am Essen und die Freude an der Sexualität oder mehr geistige wie das ständige Ausprobieren und das Bemühen um Freundschaft.

Ohne ein solches Glücklich-Sein – dessen sind wir sicher – finden wir alle nicht das rechte Zutrauen zu uns selbst, nicht die Kraft zum Wachsen. Lebensmut resultiert nach unseren Erfahrungen aus einer Übereinstimmung mit sich selbst, zu der intensive Nähe und unmittelbares Erleben beigetragen haben.

Hierfür suchen wir den uns anvertrauten jungen Menschen Raum zu geben: durch gemeinsames Tun und kreatives Gestalten, durch Musizieren, durch Gespräche und durch Ausflüge.

Vor allem auf Klassenreisen ergaben sich in unserer pädagogischen Arbeit Höhepunkte solcher freudigen Gefühle. Ungewohntes Gelände zu erforschen, vertraute Menschen in neuer Umgebung zu erleben und sich in Vorfreude auf die kommenden Tage auszurichten, bedeutete viel für alle Beteiligten. Dass dabei Körper wie Seele und alle Sinne gleichermaßen zu ihrem Recht kamen, dass es um den ganzen Menschen ging, machte ebenso glücklich wie die Möglichkeit, das zu tun,

wozu es die Mädchen und Jungen drängte; es gab genug Gelegenheit für alles, was wirklich zu ihnen sprach.

Hin und wieder haben wir uns gefragt, ob (ähnlich wie das Glück-Haben) das Glücklich-Sein zu sehr den einzelnen beträfe. Mehr und mehr wurde uns aber deutlich, dass wirkliches, erfülltes Glück das Wohlergehen der anderen einschließt. Selten – so haben wir erfahren dürfen – sind wir dem anderen so nahe, als wenn wir sein Glück mit ihm teilen oder gar zu seinem Glück beitragen können; die Freude des anderen wird zu unserer Freude.

So haben wir versucht, die pädagogische Arbeit in einer Weise zu gestalten, dass der Blick der Heranwachsenden auf den anderen geschärft, das Erkennen der fremden Bedürfnisse geübt und das Helfen und Teilen erlebt werden konnte.

In meiner Klasse hing einige Zeit lang ein aus braunem Filz auf Jute genähter Baum. Die Kinder malten große Blüten und schnitten sie aus. Der Baum sollte zum „Friedensbaum“ werden und jeweils eine Blüte angesteckt bekommen, wenn ein Kind dem anderen geholfen, ihm beigestanden, etwas abgegeben, kurz: eine Freude gemacht hätte. Zeichen der Freundschaft, so sollten die Kinder verstehen lernen, machen die Welt heller, sie machen uns glücklich, so wie wir uns über den Baum und über jede einzelne Blüte freuen.

Indem wir uns gemeinsam auf solche aufbauenden Zeichen ausrichteten, wurde erfahrbar, was Frieden heißen kann, und konnten wir uns gegenseitig anregen, ihn im Zusammenleben einzuüben.

Bei einer so auf die eigene positive Erfahrung hin angelegten Erziehung gilt, dass auch hier jeder einzelne Schritt die Chance zum Glücklich-Sein in sich bergen muss, so wie ein Bergwanderer, der gelöst und froh zurückkehren möchte, eigentlich auch über die Ameisen am Rastplatz ebenso gestaunt haben müsste wie über den weiten Rundblick vom Gipfel. Nie sollte das Sich-Mühen so angelegt sein, dass es dem Ziel widerspricht; nie sollte – so meinen wir – die Gegenwart der Zukunft aufgeopfert werden. Glücklich-Sein als Weg und Ziel setzt nach unserer Erfahrung im Menschen die Energie und den Mut frei, mit ganzem Herzen für das Glück auch anderer zu wirken. „Das Glück steckt an.“ [17]

Wir beide geben uns Mühe, an möglichst vielen Stellen in solcher Weise tätig zu sein und uns mit Gleichgesinnten zu verbünden. Denn: „Wie Ehrfurcht vor dem Leben nicht erst seit Albert Schweitzer alle wirklichen Menschenfreunde (Christen wie Nicht-Christen) verbindet, so müsste dies auch für den Wunsch nach Glück möglichst vieler Menschen gelten“ (Erich Fromm).

Wir halten für möglich, dass viele Probleme unserer Erde einfacher zu bewältigen wären, wenn es mehr glückliche Menschen gäbe und wenn wir uns alle stärker darauf einlassen würden, einander auch in diesem Sinn Mut zu machen.

#### 4 Die Anliegen anderer fördern

Wir haben immer als besonderes Geschenk verstanden, dass wir mit unseren Anliegen in der Religiösen Gesellschaft der Freunde so häufig auf eine positive Resonanz gestoßen

sind. Es mag sein, dass wir für Zustimmung in außergewöhnlichem Maß empfänglich waren und deshalb manchmal ein kräftigeres Ja gehört haben, als gemeint war, es mag auch sein, dass wir durch einschränkende Bemerkungen, durch Warnungen oder Zweifel um so weniger erschüttert wurden, je freundlicher sie geäußert und je mehr sie mit Anteilnahme gekoppelt wurden. Und dennoch können wir im Rückblick auf mehr als 30 Jahre unter Freunden und mit Dankbarkeit sagen, dass wir erst durch die vielfältigen Bekräftigungen, die uns zuteil wurden, zu dem wurden, was wir sind.

Der ganz und gar unübliche, laute, zustimmende Beifall von Hans Haffenrichter, als der Jahresversammlung vorgeschlagen wurde, die „Bauchnabelschau“ zu beenden und sich stärker auf die Zukunft auszurichten, Mary Friedrichs beiläufiger Hinweis „Lasst euch nicht beirren, auch wenn euch viel misslingen sollte!“ und vor allem Liesel Mertens Anstoß, niemals sich zuzubilligen, die Anliegen anderer negativ zu kritisieren, sind Leuchtmarken unseres Weges gewesen.

Konrad:

Ein mutmachendes Erlebnis, das fortan mein Leben bestimmte, hatte ich vor vielen Jahren durch einen anderen Freund. Als wir in der Planckstraße in Berlin/DDR über die faktische Teilung der deutschen Jahresversammlung sprachen und nach Wegen suchten, die innere Einheit der deutschen Freunde neu zu finden und aufrechtzuerhalten, war ich dabei.

Ich hatte mir vorgenommen, die Beratungen mit positiven Gedanken zu begleiten und nicht mit Redebeiträgen noch komplizierter zu machen. Als ich dennoch einmal zu sprechen ansetzte und dann innehielt, weil mir siedendheiß fehlende Erfahrung und geringes Verständnis bewusst wurden, hörte ich Wolfgang Harms Stimme: Sprich weiter, wir wollen hören, was du denkst. Sprich weiter, vielleicht hilfst du uns voran!

Ich habe diese Aufforderung nie wieder vergessen können, und jedes mal, wenn ich einen jungen und vielleicht unerfahrenen Menschen reden höre und ungeduldig werde, schießt mir dies durch den Kopf: Vielleicht hilfst du uns voran! und ich vermag wieder mit Neugier zuzuhören.

Für uns zieht sich durch die Geschichte der Freunde seit Margaret Fell und George Fox, freilich in wechselnder Deutlichkeit, der ständige Ansporn: Du hast ein Anliegen? Ich will dich stützen! Auch wenn eine Reihe von Freunden, die erfüllt von einem Anliegen waren, an dem NEIN der anderen gescheitert sind (sei es, dass das NEIN aus Unverständnis, sei es, dass das NEIN aus tieferer Einsicht gesagt wurde); auch wenn John Woolmanns Untersuchung über die Rolle von Quäkern im Sklavenhandel manchen schockiert hat, und seine Befreiungsbotschaft beinahe durch die Harthörigkeit ganzer Versammlungen in den Wind gesprochen gewesen wäre; so beginnt doch der Kampf gegen die entwürdigende Erniedrigung der Negersklaven in einer unserer Andachten (Daniel Pastorius 1688), und so wird die Pyrmonter Jahresversammlung die erste religiöse Gruppe in der Bundesrepublik, die das Anliegen der Friedenssteuer-Initiative unterstützt. Hat nicht jeder von uns in der Vergangenheit am liebsten das ermutigende Wort gehört, und hören wir es nicht am liebsten auch heute: Du schaffst es, geh voran!?

Wenn uns jemand fragen würde, was für uns zum Wichtigsten der Quäker-Tradition –

auch der lebendigen Tradition der deutschen Freunde – gehört, so würden wir ohne Zögern antworten: Das Mutmachen und das Fördern der Anliegen anderer.

Wir sind unseren Weg aufgrund dieser Tradition freudiger gegangen, und wir möchten, solange es geht, das unsere tun, damit auch andere, auf solche Weise gefördert, freudiger ihren Weg wagen.

## V In Spannungen und Widersprüchen leben

So klar uns auf weiten Strecken unseres Weges das Ziel vor Augen war, so sicher wir zu wissen glaubten, welchem Ruf wir zu folgen hätten, so hin- und hergeworfen fühlten wir uns manchmal hinsichtlich der täglichen Anforderungen, und so widersprüchlich reagierten wir aus Schwäche und Unsicherheit. Wir kämpften um den Ausgleich zwischen Freiheit und Bindung, wir sahen uns lange in der Spannung zwischen Pflicht und Neigung, vertrauten heute dem Verstand und morgen dem Gefühl und suchten vergeblich nach unserer Mitte. Wie auf einer nächtlichen Wanderung über eine Hochalm war unser Sinn zwar auf die uns vertrauten Berggipfel gerichtet, die wir im Dunkel nur ahnen konnten, unsere Füße aber stockten, wenn wir auf Geröll gerieten und wenn der Weg sich gabelte oder zwischen Kiefern verlor. Mit Herzklopfen tasteten wir uns weiter, ohne eine sichere Ausrichtung zu haben. Wir folgten heute diesem und morgen jenem Wegweiser und konnten daher nicht nur einen Pfad erkunden. Wir mussten Zickzackkurse und beschwerliche Umwege in Kauf nehmen, um unseres eigenen Wegs ganz sicher zu werden. Und wir erinnerten uns dankbar an das portugiesische Sprichwort: Gott schreibt gerade auch auf krummen Linien. Nicht immer empfanden wir das unsichere Tasten und unsere Ratlosigkeit im Umgang mit unvereinbaren Alternativen als Schwäche. Gelegentlich – und viel zu selten – geschah es uns dann und wann, dass Gegensätze verschmolzen und wir uns lösen konnten aus der Enge des Einerseits / Andererseits in die Weite des Sowohl / Als auch. Wir erkannten: Je mehr wir uns selbst öffnen und erweitern konnten und je mehr Zutrauen wir gewannen, dass sich scheinbar Unvereinbares zusammenfügen würde und dass sich vorher nicht denkbare Lösungen ergeben könnten, desto weniger verunsichernd waren für uns die schroffsten Alternativen. Wir begannen den inneren Zusammenhang des Gegeneinander-Stehenden und Einander-Fremden zu ahnen.

Jeden Tag fällt unser Blick auf das letzte Bruchstück eines Grabsteins von 1799 in unserem Garten, dessen Inschrift einmal lautete:

Dem unbekanntesten Bekanntesten  
Dem unsichtbarsten Sichtbarsten  
Dem Worte ewige Anbetung. [18]

So werden wir unaufhörlich erinnert an diese spannungsreiche Wechselseitigkeit und dies paradoxe Zusammengehören verschiedener Pole. Und jeden Tag nehmen wir uns vor,  
- Spannungen zu bejahen und auszuhalten und  
- Widersprüchliches und unvereinbar Scheinendes in einer tieferen Wirklichkeit als Einheit zu begreifen und zusammenzufügen.

Wir möchten Euch teilhaben lassen an diesem immer neuen Bemühen, das uns von Zeit zu Zeit und meist unerwartet über unsere Begrenztheit hinaus in eine neue Freiheit geführt hat.

## 1 Kontemplation oder Handeln?

Im Zusammenhang mit unserer aktiven Friedensarbeit sind wir immer wieder Menschen begegnet, die meinten, sie dürften sich nicht einreihen in die Zahl derer, die an Aktionen teilnehmen. „Ich bin noch zu sehr mit mir selbst beschäftigt, ich muss erst meinen inneren Frieden finden, bevor ich für den äußeren Frieden wirken kann.“ Weil uns mancher von denen, die dies sagten, durch Persönlichkeit und Lebensweise beeindruckt hatte, empfanden wir ihren Hinweis als Anstoß zu neuem Nachdenken. Wie stand es denn um unseren eigenen inneren Frieden? Taten wir genug für unsere Entwicklung, nahmen wir uns genug Zeit für den Weg nach innen, stärkten wir uns genug aus dem, „was ewig ist“? Moses, Jesus, Meister Eckhart und nicht zuletzt Gandhi, alle „heiligen“ Menschen haben versucht, durch mystische Versenkung, durch Meditation und Kontemplation, häufig begleitet von Fasten, sich selbst zu vervollkommen und „zum Kern“ zu gelangen. Mussten wir dies nicht auch tun? Immer wieder keimte in uns das Bedürfnis auf, uns stärker nach innen zu wenden; wir brauchten das Innehalten, das Ruhigwerden, die stille Andacht, wir wünschten uns ein Retreat mit Freunden. Nie aber gingen wir davon aus, auf diese Weise etwas zu finden, was uns nur so zugänglich wäre und uns sonst verborgen bliebe; nie bedeutete dieses Bedürfnis das Verlangen nach Abkehr von der Welt oder nach Verzicht auf das Tun. Manchmal waren wir zwar beunruhigt, ob uns damit wichtige spirituelle Erfahrungen unerschlossen blieben, ob unser Leben dadurch ärmer bliebe als das derer, denen der Weg nach innen wichtiger war. Mehr und mehr aber lernten wir, uns nicht an denen zu messen, die andere Prioritäten setzen als wir. Wir fanden für uns heraus, dass „Taten die Türen und Fenster unseres Seins sind“ und dass wir – wenn wir nicht handeln – keine Möglichkeit haben zu wissen, was wir sind (Thomas Merton). Zugleich merkten wir, dass wir – indem wir tätig waren – Anstöße für unsere innere Entwicklung gewannen, so wie ein Baum Jahr um Jahr neue Jahresringe bildet, wächst und sich erweitert und dabei doch stets derselbe Baum bleibt.

Wir hatten also erfahren, wie sich die Polarität auflöste, wie sich die für andere so wichtige Alternative, sich selbst zu ändern oder die Welt, uns nicht mehr stellte. Wir begriffen, dass sich Innenwelt und Außenwelt gegenseitig durchdringen: „Wir sollen nicht aus der *vita activa* in die *vita contemplativa* fliehen, noch umgekehrt, sondern zwischen beiden wechselnd unterwegs sein, in beiden zu Hause sein, an beiden teilhaben.“ (Hermann Hesse im „Glasperlenspiel“).

## 2 Allein oder gemeinsam

Es hat immer wieder Augenblicke gegeben, in denen wir ganz auf uns allein gestellt waren, in denen uns kein Vertrauter zur Seite stand, in denen wir uns auf uns selbst verlassen mussten. Als Helga unsere Kinder zur Welt brachte, war sie mit sich selbst allein

und wollte bewusst allein sein. Wir haben in solchen Momenten manchmal voll Unruhe gerufen; aber wir zögern, als unsere Erfahrung zu berichten, was Jesaja verheißt: „Du wirst rufen, so wird dir der Herr antworten.“ Wir sind vielleicht nach einer Weile ruhiger geworden, haben uns vielleicht getröstet gefühlt. War jemand bei uns? Waren wir auf uns selbst zurückgewiesen?

Wir haben von guten Freunden gehört und gelegentlich selbst durchlitten, dass wir letztlich alle allein sind in den ernstesten Minuten unseres Lebens und – vor allem – in den Zeiten der inneren Kälte und Bosheit und – vielleicht – wenn wir sterben. Unsere beiden Väter sind allein und verlassen gestorben, ohne die liebevolle Gegenwart eines Menschen, ohne Streicheln oder Tränen. Und wenn wir uns auch dankbar daran erinnern, dass wir die letzten Atemzüge unserer Mütter begleiten durften, ihnen das Fortgehen leicht zu machen suchten, JA sagend, so wissen wir doch, dass – für viele Menschen auf lange Zeit hin und manchmal auch für uns – „leben“ einsam sein bedeutet und dass wir vielleicht in solchen Stunden auf den Grund unseres Hier-Seins stoßen.

o Auf der anderen Seite haben wir viele Erfahrungen von beglückender Gemeinsamkeit gemacht, so etwa in der Tätigkeit für die Kinder und Jugendlichen in den „Quäker-Häusern“ (früher „Quäker-Kinderheim Holm-Seppensen“), für die Bildungs- und Begegnungsstätte für gewaltfreie Aktion im wendländischen Wustrow wie in der beruflichen Zusammenarbeit.

Wir Freunde sind überzeugt davon, dass jeder Mensch auf seine besondere, ihm eigentümliche Art einen Zugang zum Licht, zur Wahrheit hat. Wir glauben, dass wir unseren Kräften einiges zutrauen dürfen, wenn es darum geht, etwas vom Licht in die Welt zu tragen, der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen. Wieviel mehr aber dürfen wir auf fruchtbares Wirken hoffen, wenn wir uns zusammentun und gemeinsam unsere Möglichkeiten und individuellen Fähigkeiten nutzen.

o Manchmal sind wir Menschen begegnet, die sich ständig fragten, ob und wie weit sie noch sie selbst bleiben können, wenn sie sich zu sehr den anderen öffnen, Gemeinschaft suchen, sich ihr gleichsam aussetzen. Auch wir kennen solche Momente der Sorge, sich selbst zu verlieren, selbst dem vertrauten Partner gegenüber; wir kennen es, dass wir als Reaktion darauf zu kämpfen beginnen, uns auszugrenzen suchen und den Weg des anderen infragestellen. Aber je mehr wir in Gruppen zusammengearbeitet haben, desto mehr haben wir uns in der Gemeinschaft mit anderen getragen und durch ihr Anderssein gesteigert gefühlt.

Vor die Frage gestellt, lieber allein etwas anzupacken oder unter Umständen im gemeinsamen Handeln auf bestimmte Ausprägungen verzichten zu müssen, entscheiden wir uns meist bewusst für die Gemeinsamkeit und erfahren dabei stets, dass wir mehr gewinnen als aufgeben. Wir verdanken solcher Kooperation Momente tiefer Befriedigung und starken Ansporns. Immer wieder sind wir froh, wenn wir merken, dass andere uns so schätzen, daß sie unsere Eigenheiten ertragen und dass auch unser Freundsein hinreicht, den anderen in seiner Besonderheit anzunehmen.

Dass in einer solchen Zusammenarbeit hin und wieder unsere jeweiligen Interessen oder Maßstäbe hart aufeinanderprallen oder wir uns an der Fremdartigkeit der anderen reiben, ist unvermeidlich. Die Ergebnisse solcher freundschaftlicher Auseinandersetzungen sind zudem meist besser als das, was die einzelnen allein hätten zuwege bringen können.

Unsere Erfahrung ist, dass in diesem spannungsreichen Hin und Her zwischen dem einen und den vielen, in der Polarität zwischen Individuum und Gemeinschaft, starke Wachstums-Anreize wirksam sind. Wir entwickeln uns vor allem, weil wir herausgefordert werden: Der Mensch wird nur mit dem anderen zum Menschen. [19]

### 3 Spannungen zwischen uns beiden

Zu unserem Kummer sind wir immer wieder hin- und hergeworfen zwischen Zeiten starker ungetrübter Gemeinschaft und spannungsvoller gegenseitiger Skepsis. Immer wieder müssen wir sehen, wie Freunde – auch solche, die uns gut kennen – irritiert sind von unserem beiderseitigen Selbstbehauptungswillen und unserer Lust, uns abzugrenzen, von des einen verletzendem Heftigkeit und des anderen sturem Abblocken. Verwirrt von unseren häufigen und nach ihrem Maß heftigen Konflikten zweifeln sie an der Tragfähigkeit unserer Beziehung – und es gibt Augenblicke, wo wir es selbst tun.

o Uns beiden war es gegeben, angeregt durch den anderen, neue, uns früher unbekannte Kräfte zu entwickeln. In dem Bewusstsein, dass der Partner jeweils bereit war einzuspringen, wo der andere an seine Grenzen stoßen würde, trauten wir uns auch schwierige Aufgaben zu, die jeder für sich allein nicht angepackt hätte.

So entwickelten wir im Laufe vieler Jahre Formen der Zusammenarbeit, die bewirkten, dass kaum ein wichtiger Brief, geschweige denn ein Vorschlag für bestimmte Gremien und Vorhaben in Einzelarbeit aus der Hand gegeben wird, ohne vom anderen kritisch durchgesehen worden zu sein.

Einseitigkeiten und missverständliche Formulierungen konnten so häufig vermieden werden, und die Freude, gemeinsam etwas geschafft zu haben, machte es uns leichter, auch künftig so vorzugehen.

o Andererseits ließ uns gerade solche enge Zusammenarbeit erkennen, dass die Gestaltung unserer Beziehungen – anders als wir ursprünglich dachten – für uns eine lebenslange Aufgabe ist.

Wir sind uns uneingeschränkt einig darin, was Zuneigung und Liebe bedeuten. Den anderen zu lieben, heißt, ihn in seiner Ganzheit bejahen, mit allen Stärken und Schwächen, ihn bestärken in dem, wie er ist, in ihm etwas von Gott erkennen; da er nicht – jedenfalls nicht über längere Zeit hinweg – derselbe bleiben wird, heißt es, ihn bereits heute lieben in all seinen möglichen Entfaltungen. Ich darf den anderen durch meine Liebe nicht festlegen auf das Bild, wie er mir heute gegenübertritt, ich darf mir kein Bildnis machen, nicht von Gott und nicht von dem geliebten Menschen, wie Max Frisch uns mahnt. Meine Liebe muss mich und ihn offenhalten für neue Entwicklungen. [20]

Dies alles ist für uns gemeinsame Erkenntnis und gemeinsame Richtschnur. Im Alltag aber lässt sich diese Haltung für uns, die wir eine ausgeprägte Individualität nicht zuletzt auch durch das gemeinsame Leben gewonnen haben – welch ein Paradoxon! –, nur sehr schwer verwirklichen: Immer wieder geraten wir in Schwierigkeiten miteinander.

o Da scheint es gelegentlich, als nähme der andere uns Raum weg, in den hinein wir uns entfalten wollten. Da haben wir das Gefühl, seine Selbstverwirklichung geschähe auf unsere Kosten, bedeute für uns Fremdbestimmung, die nicht dadurch schon leichter zu ertragen ist, dass sie von einem geliebten Menschen ausgeht.

Wir fühlen uns behindert und verunsichert, der andere lähmt uns, greift ein in unser Leben; sein Anderssein zwingt uns zu Kompromissen, verwässert unser Anliegen, bedeutet Umwege zu gehen, kostet Kraft und Zeit ... So viele Steine sind beiseite zu räumen, bevor wir die Nähe des geliebten Menschen für uns fruchtbar werden lassen können.

Wir beide haben eine sehr unterschiedliche Art, einen normalen Werktag zu gestalten. Für den einen ist ein Tag ohne kreative Tätigkeit leicht ein „verlorener“ Tag. Für den anderen dagegen stehen die Zwänge des Alltags im Vordergrund; er meint, dass gelegentlich sogar die berufliche Arbeit über den alltäglichen Arbeiten zu kurz kommt; wenn er des anderen Maß anlegt, sind viele Tage „verlorene“ Tage. Wunderbar diese Unterschiedlichkeit?

o Wir fühlen uns z. B. hin- und hergezogen zwischen der uns immer wieder ganz erfüllenden Freude darüber, dass es den anderen gibt, dass er so und nicht anders ist, dass wir mit ihm teilen dürfen, und dem Gefühl, dass er uns ungewollt bedrängt durch seine Erwartungen. „Dass wir uns gebunden fühlen mit der steten Sehnsucht nach Freiheit und dass wir zu binden versuchen, ohne die Überzeugung unseres Rechtes dazu, das ist es, was jede Liebesbeziehung so problematisch macht“ (Arthur Schnitzler).

o Andere Konflikte zwischen uns berühren noch tiefer den Kern unseres Zusammenlebens. Es geht dabei um die gegenseitige Verantwortung, um die Frage, ob wir an entscheidenden Stellen unseres Lebens den anderen allein lassen dürfen, ja müssen, oder ob es unsere Aufgabe ist, dem anderen behilflich zu sein, dass er das Ziel nicht aus den Augen verliere und dem eigenen und gemeinsam als richtig erkannten Maß treu bleibe. „Einen Menschen lieben, heißt, ihn sehen, wie Gott ihn gewollt hat“, sagt Antoine de Saint-Exupéry. Wie aber, wenn ich zu sehen glaube, dass der andere hinter diesem Anspruch zurückbleibt? Muss ich ihn gewähren lassen gemäß der grundlegenden Einsicht, dass Lieben das Gegenteil von Richten ist, oder muss ich, wie der kleine Prinz es vormacht, helfen, damit er seinem Maß treu bleibe, gerade weil ich ihn liebe und er damit auch in meine Verantwortung gegeben ist?

o Manche Konflikte entstehen aus der unterschiedlichen Wahrnehmung der Wirklichkeit oder dem Bedürfnis, die erkannte Wahrheit unbedingt auszusprechen. In unserem Miteinander spielen Ehrlichkeit, auch sich selbst gegenüber, und Wahrhaftigkeit eine große Rolle. Häufig stellt sich die Wirklichkeit für den Partner anders dar; seine Wahrnehmung scheint uns gefärbt nicht nur durch seine andersartige Sichtweise, sondern auch durch persönliche Erwartungen und Empfindungen, seine Darstellung wirkt unter Umständen verzerrt durch subjektive Ausdrucksweise und Temperament. Wie sollen wir umgehen mit dieser seiner Wahrheit? Dürfen wir, müssen wir sie korrigieren, sie infragestellen, indem wir unsere eigene Wahrnehmung dagegensetzen?

Seit einigen Tagen bewohnten wir die neue Ferienwohnung in Südtirol. Auf einem Spaziergang zeigte einer von uns auf eine freistehende Wildkirsche. „Sieh, dies ist der Baum, den wir aus dem Küchenfenster sehen.“ „Ich kenne keinen solchen Baum!“ war die Antwort, die auf völliges Unverständnis stieß. Nach unserer Heimkehr wurde uns deutlich: Bei den üblichen Arbeiten in der Küche war kein Baum zu sehen; nur von einer einzigen Stelle aus, dem Sitzplatz des einen von uns, war er zu sehen, beherrschend, unübersehbar.

Seine Wirklichkeit, seine Wahrheit, war nicht die des anderen, konnte es nicht sein, weil er eine andere Sicht auf die Wirklichkeit hatte.

Es belastet uns, dass wir häufig – ohne es zu wollen – beim Austausch über das, was uns jeweils wahr erscheint, in Vorwürfe geraten, die den anderen verletzen, „klein“ machen oder gar verurteilen. Dabei wissen wir genau, wie wenig es uns zukommt zu richten, wenn wir auch in Freundschaft meinen aussprechen zu dürfen, dass wir nicht übereinstimmen.

Leider schaffen wir ein solches liebevolles Zugewandtsein in offener, den anderen bejahender Kritik noch viel zu selten; im Wege sind uns dabei nicht nur unser Temperament, sondern auch unser gelegentliches Unvermögen, die uns wichtige Wahrheit in Liebe [21] zu sagen. Wir denken deshalb viel an den Vorsatz, den wir irgendwo – mit dem Bewusstsein: der ist für uns bestimmt – gelesen haben:

„Schlage die Wahrheit dem anderen nicht wie ein nasses Tuch um die Ohren, sondern halte sie ihm wie einen Mantel hin, in den er – wenn er mag – hineinschlüpfen kann.“

o Die meisten unserer Konflikte entspringen einer Wurzel: der ungewöhnlichen Nähe. Einer Nähe, die bedingt ist durch ähnliche Charakterstrukturen, durch ähnliche berufliche Arbeit, durch die ausgeprägte geistig-religiöse Übereinstimmung und eine daraus herrührende Verbundenheit.

Nie in unserem gemeinsamen Leben haben wir uns alleingelassen gefühlt, nie war über längere Zeit Kälte zwischen uns. Oft aber haben wir geglaubt, uns wehren zu müssen gegen zu viel Nähe; wir haben uns bedrängt gefühlt durch den anderen und meinen doch zu wissen, dass wir anders nicht leben möchten.

Im Spannungsfeld zwischen Ich-Sein und Eins-Sein haben wir bisher Nähe abgewehrt und zugleich gesucht ... Wir vertrauen darauf, dass uns dies auch künftig in Bewegung und unsere gegenseitige Zuneigung lebendig hält.

#### 4 Same oder Staub?

Ein junger Bekannter hatte ein schwieriges Studium absolviert und das abschließende Examen nicht bestanden. Kurz vor der Wiederholung seiner Prüfung war er bei uns zu Besuch. Aufgrund unserer vorhergehenden Überlegungen, wie wir dazu beitragen könnten, dass er locker in die Prüfung ginge, regten wir an, nicht ausschließlich auf die vorgesehene Laufbahn zu blicken, sondern auch berufliche Alternativen für möglich zu halten. Wir hofften, durch solches Durchdenken weiterer offener Wege den Erwartungsdruck zu mildern und die Angst zu nehmen, in eine Sackgasse zu geraten.

Wir spürten es nicht im Augenblick, sondern hörten es nach vielen Monaten von anderen, dass dies Gespräch unseren Bekannten tief verwirrt hatte; dass er Zuspruch und Vertrauen in seine Fähigkeiten erwartet hatte, dass ein klares „Du schaffst es!“ seiner Sehnsucht entsprochen und vielleicht die nötige Sicherheit gegeben hätte.

Dieses Gespräch hat unsere Beziehung erstickt, und bis heute fehlte uns die Kraft, sie neu zu beleben.

o Auch in anderen Zusammenhängen haben wir viel falsch gemacht: aus Unwissenheit, mangelnder Einfühlung, unbegründeter Selbstsicherheit oder geringer Erfahrung, wohl auch aus dem Bedürfnis, das als richtig Erkannte „durchzusetzen“ und das gemeinsame Fortschreiten voranzutreiben; wir haben andere verletzt, ohne es zu wollen, haben Ärger und Unwillen hervorgerufen, wo wir Wohlwollen und Übereinstimmung erseh-

ten; noch schlimmer: wir haben Ängste geweckt und durch unser Verhalten die innere Abwehr derer gefördert, denen wir zugeneigt waren und mit denen wir geistigen Austausch erhofften.

Wie häufig haben wir uns im Rückblick gegenseitig kritisieren müssen, zu recht, etwa weil wir uns zu wichtig genommen, weil wir durch unser Sosein Missverständnisse bewirkt oder nicht richtig zugehört hatten, kurz: weil uns manchmal trotz guter Absicht vieles gründlich missglückt war. Und wie häufig sind wir darüber in jene Verzweiflung geraten, die uns austrocknet und lähmt, die uns blind und taub macht gegenüber dem, was wir schon können, was uns in positiver Weise eigentümlich ist, was anderen an uns liebenswert erscheint.

Soweit wir das beurteilen können, war es nicht vor allem Selbstmitleid, was uns peinigte, sondern die bei uns anscheinend besonders bittere Erkenntnis der eigenen Begrenztheit. Wir empfanden das Auseinanderklaffen von Erwartungen, die wir an uns selbst stellten, und dem, was uns tatsächlich möglich war, als Riss, in uns selbst, als Riss, mit dem wir nicht leben könnten. [22]

o Wir haben inzwischen gelernt, damit zu leben, und zwar je besser, je mehr wir von dem „hohen Ross“ unserer Ansprüche an uns selbst heruntersteigen konnten. Geblieben ist das immer neue Erschrecken darüber, dass negative Gefühle in uns aufkeimen, dass wir intolerant, hochmütig oder starr waren, dass wir – wie beim Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel – auf den Nullpunkt zurückgefallen sind, um dann beschämt neu anzufangen. Wir erinnern uns dann gegenseitig an Rabbi Bunam, der von den zwei Taschen spricht, in die jeder Mensch bei Bedarf greifen kann. ‚In der einen liegt das Wort. Um meinetwillen ist die Welt erschaffen worden‘, in der anderen ‚Ich bin Erde und Asche.‘ [23] Wir können uns dann ungetrübt an dem freuen, was uns – soweit wir sehen – gelungen ist. Wir rufen uns auch kleine erfreuliche „Rückmeldungen“ ins Gedächtnis zurück: So schrieb uns ein umstrittener Politiker, über dessen unkonventionelle, mutige Entscheidungen wir mehrfach begeistert waren und dem wir schließlich einen Dankbrief geschickt hatten, er wäre nur selten so persönlich und ermutigend angesprochen worden, in der Regel gäbe es nur negativ-polemische Reaktionen ...

o Waren es im ersten Fall *wir* selbst, die versagt haben, hat sich uns unser „ego“ in den Weg gestellt, uns von den Quellen getrennt, während im anderen Fall das Sinnvolle ohne unser Zutun durch uns hindurch geschah?

Wir meinen, dass wir in beiden Fällen in Freiheit entscheiden konnten und uns doch auch „geführt“ fühlen können. In uns selbst liegen ausgespannt wie die Sehne eines Bogens die vielerlei Möglichkeiten, wir selbst zu sein und in die Welt hinaus zu wirken. Und wie die Sehne straff gespannt sein kann, jederzeit bereit, kraftvoll den Pfeil zu schleudern, oder aber schlaff hängend, aber immer doch gehalten ist, so dürfen auch wir uns gehalten wissen, selbst in äußerster Kraftlosigkeit. Wir üben immer neu, dieses Ausgespanntsein anzunehmen, es nicht nur auszuhalten, nicht nur passiv damit umzugehen, sondern daraus Kraft und Mut zu schöpfen.

Wenn es uns in diesem Sinn gelingt, unsere Schwächen und Stärken anzunehmen, so bedeutet dies keinen Verzicht auf Weiterentwicklung. Es hat Augenblicke in unserem Leben gegeben, in denen wir gemeint haben, alles käme darauf an, einen Läuterungsprozess durchzumachen, gleichsam wie bei einer Zwiebel Schale um Schale beiseite zu tun, um zum Kern, zum Eigentlichen vorzustoßen; wir haben geglaubt, dass im Innern



verborgen das läge, was Freunde das „innere Licht“ nennen. Inzwischen sind wir uns ganz sicher, dass auch die Schalen – und mögen sie rau und papierern und scheinbar wertlos sein – zu uns gehören; wir sind gewiss, dass ohne diese Schalen der Kern in uns nicht länger „Kern“ wäre, dass also auch diese Schalen Bedeutung für uns und andere haben können und von uns geliebt werden sollen. Statt Schalen abzuwerfen, bemühten wir uns, von innen nach außen zu wachsen, das Keimende in uns zu stärken und auch das Absterbende als Teil des uns anvertrauten Lebens zu begreifen.

o So leicht es ist, günstige Umstände zu bejahen und das, was uns bereichernd zufällt und Freude macht, zustimmend zu begrüßen, so schwer ist es, die Widrigkeiten anzunehmen, da uns doch vieles ohne unser Zutun einfach nur widerfährt. Es scheint, als hätten sich die Menschen vor uns zum großen Teil ausgeliefert gefühlt, in „schlechthiniger“ Abhängigkeit von einer Instanz außerhalb ihrer selbst, Gott oder Schicksal. Was sich ereignete, war für viele von ihnen in „Gottes Heilsplan“ vorgesehen und deshalb zu akzeptieren und bekam von ihm her Sinn („Er weiß schon, was er tut“).

Nach einem langen Hin und Her fühlten wir beide uns nicht mehr ausgeliefert, obwohl auch über uns – wie über jeden Menschen – unerwartet manch Bitteres hereinbricht. Es mag sein, dass wir mit schmerzlicheren Erlebnissen, als sie uns zuteil wurden, zu anderen Ausblicken gekommen wären, etwa, wenn wir verfolgte Juden, Befreiungskämpfer oder Trotzkiten gewesen wären, wenn wir wie Eva Hermann bei Kriegsende mit unserer Hinrichtung hätten rechnen müssen. Als die aber, die wir sind, erhalten die Ereignisse unseres Lebens, helle wie dunkle, ihren Sinn nicht von außen durch Fremdsteuerung. Dadurch, dass wir uns als Teil eines Ganzen verstehen und uns aus der vorgefundenen Wirklichkeit unaufhörlich Kräfte zuwachsen, kann alles, was sich ereignet, den Sinn durch uns selber gewinnen. Unser wachsendes Verbundensein mit allem Sein öffnet uns die Chance zur eigenen Sinnfindung. [24]

Ob Same, Freude, Glut oder ob Staub, Schmerz, Asche – wir bejahen immer mehr dass uns beides zukommt, je zu seiner Zeit. [25]

## 5 Nicht nachahmen: *Ich* werden am *Du*

In unserem Bemühen, die Spanne zwischen Same und Staub nicht nur auszuhalten, sondern sie schöpferisch zu nutzen, haben wir uns vielfach der Frage gestellt, wie wir – angesichts der Tatsache, von anderen fasziniert zu sein und von ihnen lernen zu wollen – unverwechselbar wir selbst, also authentisch werden könnten. Durch unseren Freund Albert Steen, der Zeit seines Lebens den Widerspruch nicht auflösen konnte, sich an Vorbildern zu orientieren und zugleich sein Ich zu finden, sind wir früh auf die Gefahr der inneren Abhängigkeit von Leitbildern gestoßen. Verhindert womöglich unser Bedürfnis, wie andere zu sein, den Weg zu uns selbst?

Da wurde uns in unserem ersten Ehejahr eine der chassidischen Geschichten zugereicht; wir kannten sie lange, entdeckten aber erst jetzt, dass wir selbst darin vorkamen.

Ein junger Rabbiner übernahm die Stelle seines verstorbenen Vaters, verhielt sich aber in manchem anders als sein Vater und wurde vom enttäuschten Chassidim darum befragt. „Ich halte es“, antwortete er, „genau wie mein Vater. Er hat nicht nachgemacht, und ich mache nicht nach.“

Und doch lebte er aus dem selben Geist wie sein Vater und erfüllte die an ihn gestellten Aufgaben mit der gleichen Verantwortlichkeit. [26]

o Jetzt verstanden wir das Beispiel uns naher und geliebter Menschen anders und besser. Wir ließen nun auch einen uns vorher nicht zugänglichen Gedanken an uns heran: „nachfolge Jesu“ war nun nicht mehr eng auf seinen Lebens- und Leidensweg bezogen, bedeutete nicht mehr, uns mühsam emporzuwinden, sondern hieß: mit dem, was uns verfügbar war zu tun, in seiner Freundlichkeit und seiner Sanftheit.

Die ursprüngliche Abwehr gegen die Aufforderung in Dietrich Buxtehudes Kantate „Alles, was ihr tut, in Worten oder in Werken, das tut alles im Namen Jesu“ verwandelte sich zu einer befreienden Bejahung, die wir freudig singend anderen mitteilen konnten.

Wir wollten uns auch künftig an geliebten Menschen orientieren, aber sie nicht nachahmen, sondern mit ihrer Anregung authentisch unseren eigenen Weg gehen.

Diese neue Sichtweise führte uns noch einen Schritt weiter. Als unsere Kinder geboren wurden, entschieden wir uns, jedem einen unsichtbaren Begleiter beizugeben, dessen Wirken für uns Eltern zu einem Leuchtzeichen geworden war. Wir gaben ihnen einen zweiten Vor-Namen und hatten dabei diese Quäker im Sinn:

o Maria Comberti – die spontane und zupackende Deutsch-Italienerin, von der eine wunderbare Zuversicht ausging. Sie besaß einen sicheren Blick für Unechtes und lachte über alles Allzu-Glatte und Geschönte. Wir fühlten uns in ihrer Gegenwart erleichtert und gesteigert, ihre Vitalität und ihre aufrichtige Direktheit verschlugen uns bewundernd den Atem. Unerschrocken und optimistisch auch in Zeiten der Dunkelheit, hatte sie die Gabe, bittere Erfahrungen in Zuneigung und Freundlichkeit umzumünzen.

o Margarethe Lachmund – deren einfühlsames Eingehen auf unsere suchenden Fragen uns den Schritt in die Religiöse Gesellschaft erleichterte und deren Kraft sich uns erschloss, je mehr wir von ihrem mutigen Engagement im 3. Reich hörten. „Wahrheit in Liebe sagen ...“ In ihrem starken Gefühl der Mit-Verantwortlichkeit war sie ein geduldiger, anteilnehmender Zuhörer und legte Wert auf gewissenhaftes Durchdenken und Abwägen, bevor sie klar und bestimmt Entscheidungen traf. Andere und sich selbst im positiven Sinn wichtignehmend, praktizierte sie unbeirrt und ermutigend „aufrechten Gang“.

o Bayard Rustin – der schwarze Amerikaner, der durch sein herzlich-offenes Zugetan-Sein und sein mitreißendes Singen und Musizieren inspirierende Gemeinschaft stiften kann. Nach eigenem, unkonventionellen Gesetz lebend und aufgeschlossen für andere, versteht er als seinen Hauptauftrag, erste Schritte zum Vernünftigen zu tun. Er ist ein Analytiker gesellschaftlicher Verhältnisse, dem die konkrete Umsetzung von Einsichten am Herzen liegt, der mutig und beispielhaft seiner inneren Stimme folgt, vielfach deshalb verurteilt wurde, ohne sich zerstören zu lassen, und der die zähe Kleinarbeit der Liebe nicht scheut: nach dem Protest müsse die konstruktive Politik folgen. [27]

Uns ist erst in den letzten Jahren bewusst geworden, dass uns im Leben dieser drei Menschen die darin sichtbar gewordene nüchterne und doch hoffnungsvolle Zuversicht am stärksten berührt hat, eine lebensbejahende Grundhaltung, die sich nicht naiv an abstrakte Utopien verliert, sondern kritisch das unmöglich Scheinende in die Wirklichkeit heben will, eine Zuversicht, in der das „unbekannte Bekannteste, das unsichtbare Sichtbarste“ aufleuchtet.

## 6 Das „unbekannte Bekannteste“

Wir werden manchmal gefragt: Sehen wir es richtig, dass eure religiösen Vorstellungen sehr offen sind? Reicht es euch zu sagen: Gott hat keine anderen Hände als meine? Meint ihr „Gott“, wenn ihr vom „Göttlichen“ sprecht? Gibt es für euch eine Spiritualität ohne klare begriffliche Gottes-Idee?

Wir wollen uns solchen kritischen Anfragen stellen und unser Gottes-Verständnis deutlicher beschreiben.

Soweit wir uns erinnern können, haben wir beide niemals einen starken Gegensatz **Ich/Gott** empfunden. Schon ehe wir zu den Quäkern kamen, wussten wir, dass in jedem Menschen etwas Kostbares ist, das wir nicht zerstören wollten. Die Lehre vom „inneren Licht“, vom Göttlichen in uns allen, entsprach so uneingeschränkt dem, was wir fühlten und was unser Leben bestimmte, dass wir nie dazu gekommen sind, Mensch und Gott als etwas Getrenntes, ja Auseinanderklaffendes zu verstehen. Angelus Silesius hat dies so ausgedrückt:

Halt an, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir;  
suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

Aber wenn es auch die für andere wichtige Vorstellung von dem Geschöpf hier und dem Schöpfer dort in dieser Schärfe bei uns nicht gab, so befand sich – wie wir herausfanden – jeder von uns doch in einem ständigen inneren Dialog, den wir mal als schöpferische Klärung, mal als spannungsreiches und fragendes Hin und Her erlebten.

Es ist für uns niemals auszumachen gewesen, was diesen Dialog entfacht hat: Gewissen, innere Stimme oder „das Licht“ (wir benennen es je nach innerer Situation zu verschiedenen Zeiten auch unterschiedlich); wir sind uns nur sicher in bezug auf die Auswirkungen, und die waren so, dass wir ohne Schwankungen wussten, was zu tun oder nicht zu tun war, dass wir uns mit uns selbst in Übereinstimmung befanden und oft schon ohne Furcht. Wenn wir unbeschadet durch Schwierigkeiten hindurchgegangen waren, haben wir manchmal das Empfinden des „Geführtseins“ gehabt; gleichermaßen fühlten wir uns geführt, wenn wir durch den inneren Dialog zu Klarheit und größerer Freiheit gelangt waren. Geführt durch wen?

Je mehr wir erlebt, von anderen gehört und gelesen, mit anderen gemeinsam nachgedacht haben, desto verständlicher und wichtiger wurde für uns die als« Mahnung: Du sollst dir kein Bildnis machen. Wir spürten an uns selbst, dass Festlegungen unsere Vorstellungen einengten. Alle Versuche, Gott „auf den Begriff“ zu bringen, führten zu Verfestigungen eines bestimmten Gottesbildes, die abweichende Erfahrungen erschwerten; sie bewirkten bei uns eine unangemessene Verdinglichung: „Gott wissen wie ein Ding/ es wär ihn töten“ (Albert Steen).

o Jeder von uns beiden kennt Stunden, in denen Gott angerufen wird als der, der Klarheit bewirkt und von dessen Bergen „mir Hilfe kommt“ (Ps 121), wir haben Gott als leise innere Stimme vernommen; wir haben erfahren, dass wir das, was sich zwischen Menschen ereignet, Gott nennen konnten, und waren uns gewiss, dass dort Gott wohnt, „wo wir ihn einlassen“; und für uns ist wahr, was zwei Chassidim miteinander bedenken:

„Was ist Gott? Der andere schwieg. Warum schweigst du? Weil ich es nicht weiß.

Weiß ich es denn? Er ist deutlich da, und außer ihm ist nichts deutlich da, und das ist er.“ [28]

Wir möchten unser offenes, fließendes und sich wandelndes Verständnis des „unbekannten Bekanntesten“ von mehreren Seiten her etwas genauer beleuchten.

Konrad:

Meine stärkste „Gottes-Erfahrung“ war die der Gottes-Abwesenheit. Es war spät in der Nacht, Helga und ich hatten gestritten. Ich lag im Bett, abgewandt von ihr und entschlossen, alle Annäherungen zurückzustoßen. Alles, was in mir war, stockte, verkrampfte. Ich war erfüllt von quälender Feindseligkeit und Kälte. Ich fühlte mich verlassen, wie abgestorben, und konnte kaum Luft holen ... Als endlich mein Atem wieder ruhiger zu fließen begann und die Erstarrung von mir wich, breitete sich eine wohlige Leichtigkeit in meinem ganzen Körper aus, ich konnte mich wieder fallen lassen, und alles Verhärtete in mir löste sich, ich war neu belebt, erlöst.

Ich musste über lange Zeit hin über diese Erfahrung nachdenken und wurde mir allmählich klar, dass ich erlebt hatte, was Gott *nicht* war. Dass ähnliche Erfahrungen zu allen Zeiten und offenbar in allen Kulturkreisen gemacht worden sind, wussten wir damals noch nicht; was ich durchstanden hatte, war mein Erstarrtsein und mein Schmerz, und da ich in Helgas Gegenwart durch diese Qual hindurchgegangen war, wurde mein „Auftauen“ zum gemeinsamen Wiederbelebtsein und zur gemeinsamen Freude. Wir haben erst später gelernt, dass u. a. der christliche Mystiker Meister Eckhart und der jüdische Denker Maimonides zu der Einsicht gekommen sind, dass es nicht möglich, ja unzulässig sei, Gott mit positiven Attributen zu beschreiben, sondern dass redlicherweise nur auszusagen sei, was Gott nicht ist: „Du gelangst umso näher zur Erkenntnis Gottes, je mehr verneinende Aussagen du von ihm machst“ [29]

Ich wusste nun, was Gott nicht war, nämlich: Erstarrung, Kälte, „Tod“ (sondern Leben), und begann darüber nachzudenken, welche anderen Verneinungen mir Wahrheit erschlossen hatten. Ich erinnerte mich daran, in jugendlicher Begrenztheit in der Konfirmanden-Zeit „gelernt“ zu haben, dass die Welt zu verneinen sei. Alles Weltliche – als Gegenpol zum Göttlichen – sei wesentlich sündig und gottfern; das wahre Leben beginne erst nach dem Tod.

Ich begann zu verstehen, dass die einer solchen Negation zugrundeliegende Aufteilung der Welt in Licht und Schatten mich dazu verleitet hatte, das Göttliche ausschließlich als spirituelle Kraft anzusehen, und dass ich jahrelang in diesem groben Denkmuster befangen gewesen war. Ahnung und wohl auch Erfahrung, dass das Göttliche nicht nur als etwas Geistiges zugreifbar ist, haben mich dann allmählich und mit wachsender Bereitwilligkeit Hinweise des französischen Archäologen und Priesters Teilhard de Chardin auf „Gott in der Materie“ annehmen lassen.

Aufgrund ähnlicher innerer Entwicklungen können wir beide heute sagen: Die Freude an der blühenden Akazie vor unserem Haus, die Verbundenheit mit unseren Katzen, das Vergnügen am Essen und die Dankbarkeit beim morgendlichen Erwachen und Anschauen des vertrauten Gesichts neben uns, kurz: unsere Bejahung aller sinnlichen Erfahrungen

gen, im weitesten Sinn: unser Einverständnis mit allem „Fleischlichen“ haben uns davor bewahrt, das Wesentliche nur im Spirituellen anzuerkennen. Es ist für uns so, wie es eine alte jüdische Quelle ausdrückt: Die göttlichen Funken sind über die ganze Welt zerstreut, sie haben sich in allem, was es gibt, niedergelassen; wenn wir recht hinsehen, glimmen sie in jedem Stück greifbarer Wirklichkeit, in jeder Handlung, die geschieht. Und wenn wir beide vom „Licht“ in jedem Menschen sprechen, so meinen wir nicht nur den oberen Teil des Körpers, sondern den ganzen Menschen. Für uns leuchtet das Licht in den Gebäuden des Streichelns wie in guten Gedanken, in der Verzweigung wie im Gebet, vor allem aber im gerechten und freundlichen Tun.

Was wir als „Gott“ verstehen können, schwingt zwischen Körperlichem und Geistigem, umschließt beides, lässt sich aber nicht begrifflich eingrenzen. Am liebsten sprächen wir von der geistig-spirituellen Dimension, die in allem aufscheint und das Göttliche ausmacht.

Diese geistig-spirituelle Dimension der Wirklichkeit erschließt sich uns nur selten im Vorgefundenen und Gesicherten; wir gewahren sie mehr im Werden als in allem, was sich lebendig entwickelt. „Der ungewordne Gott wird mitten in der Zeit / und er ist nie gewesen in alle Ewigkeit.“ [30]

o Häufig werden wir gefragt, woher wir die Kraft nähmen für unser Tun, und etwas von unangemessener Bewunderung teilt sich dabei mit und vielleicht auch die Erwartung, die Antwort möge so ausfallen, dass der Fragende entbunden ist von der Herausforderung, die wir „Menschen auf dem Wege“ für ihn bedeuten.

Uns war diese Frage nie gekommen, möglicherweise auch deshalb nicht, weil wir keine besonderen Kräfte an uns wahrnahmen und weil wir unsere Arbeit nicht als umfangreicher und schwieriger ansahen als das, was andere taten. Gleichwohl haben wir uns der Frage gestellt.

Unsere Antwort: Wir sind tätig, weil wir uns dazu gedrängt fühlen, tätig zu sein. Wir beginnen zu handeln und entdecken dabei (und nicht vorher), dass die nötige Energie und der nötige Atem in uns vorhanden sind. Unser Handeln erschöpft uns nicht, sondern macht uns frei und glücklich.

Ob der jeweils Fragende enttäuscht war? In unserer Antwort lag nichts, was nicht auch für ihn gelten konnte, sie enthielt nichts über einen transzendentalen Anruf und keine spirituelle Erklärung. Und doch war das, was wir als Antrieb in uns spürten, sehr wohl etwas, das nicht nur aus uns selbst kam, sondern aus einer Art universaler Verbundenheit mit allen Menschen, aus der unaufhebbaren Gemeinsamkeit im Vertrauen, im Lieben und im Hoffen.

o Für uns hat die Kraft, aus der wir leben und die unser Handeln möglich macht, mit unserer ganz persönlichen Ausrichtung auf die Zukunft zu tun. So absurd das klingen mag: manchmal scheint uns, als strahle unsere Vision einer künftigen, menschlicheren Welt auf uns zurück, als empfangen wir Zuspruch von unseren eigenen Erwartungen, als sei unsere Fähigkeit, uns hier und jetzt freudig und kraftvoll zu engagieren, ein Ausfluss unserer Fähigkeit zu hoffen.

Wir haben schon früh begriffen, dass auch das Hoffen gelernt werden muss und dass es nützlich ist, sich die eigenen Vorstellungen konkret auszumalen. Wenn uns in Händels „Messias“ die Jesaja-Stelle so unbeschreiblich bewegt hat, in der es heißt: „Das Volk, das da wandelt im Dunkel, es sieht ein großes Licht!“, so hat das auch mit jener leuchtenden

Zukunft zu tun, in der wir Menschen horchender, feinfühlicher leben können als in unserer Gegenwart, furchtloser, unverkrampfter, selbstbestimmter, solidarischer und freier.

Nie hat uns gereut, uns hohe Ziele gesetzt und auf sie hin gelebt zu haben. Nie hat es uns belastet, eine so deutliche, fast greifbare Anschauung der gewünschten Entwicklungen zu haben, unserer persönlichen und gemeinsamen Entwicklung, der Entwicklung unserer Kinder, der gesellschaftlichen und globalen Entwicklung.

„Hoffnung, die menschlichste aller Gemütsbewegungen und nur dem Menschen zugänglich“, sagt Ernst Bloch, „ist auf den weitesten und hellsten Horizont bezogen.“ Von jenem hellsten Horizont wächst uns Energie und Zuversicht und langer Atem zu, fast ohne unser Zutun, unmerklich und unaufhörlich.

Ihr seid also nicht imstande, klipp und klar zu sagen: Gott schenkt uns die Kraft? Wir können nicht anders, als mit der Antwort zu zögern.

Aber unterliegt ihr nicht der Versuchung des Hochmuts, wenn ihr aus eigener Erkenntnis und Kraft glaubt zu wissen und tun zu können, was gut und nötig ist? Wo bleibt das, was im Denken vieler Christen „die Gnade Gottes“ genannt wird, durch die und in der uns geschenkt wird, was wir allein nicht erlangen können? Wir wissen hierauf keine Antwort. Uns stellt sich „Gottes Wille“ und der Wille des Menschen nicht als Gegensatz dar, vorausgesetzt, der Mensch versucht, im Bewusstsein der Einheit und Zusammengehörigkeit der Menschen „als ein Leib“ und damit in der Einheit mit dem Göttlichen zu handeln.

Wir leben in der Gewissheit, dass – wenn es uns gelingt, auf die Anrufe der Wirklichkeit zu hören, und wenn wir bereit sind, verantwortlich zu antworten – unser Weg „ein Weg Gottes“ sein kann.

o Im Gespräch miteinander und mit Freunden, die sich öffnen und uns» ihren innersten Erfahrungen teilnehmen lassen konnten, haben wir gespürt dass unsere jeweilige Gottesbeziehung eine einmalige und nur für uns selbstgültige ist, so viel vermeintliche Übereinstimmungen erkennbar sein mögen.

Wir haben die Wahrheit der talmudischen Antwort begriffen auf die Frage: Weshalb sagt Gott nicht: ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!, sondern: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs!?

Die Antwort: Keiner von ihnen stützte sich auf die Erfahrungen der Vorhergehenden, sondern jeder suchte das Göttliche selber. [31]

Eine Voraussetzung für dieses Erkennen war, dass wir keine Angst vor einem Zugang zum Göttlichen hatten, den andere nicht teilten oder verstanden oder billigten, dass wir nicht auf begriffliche Klärungen oder fremde Einschätzungen warteten, keine Begriffe übernahmen (und wenn sie noch so christlich oder quäkerisch klangen), sondern uns selbst auf den Weg machten.

Konrad:

Ein Beispiel: Bis in die letzten Jahre hinein habe ich innerlich „abgeschaltet“, wenn ich etwas von der „Dreieinigkeit“ las oder hörte; Dreieinigkeit war für mich ein dogmatischer Begriff, der mich eher irritierte und abstieß als mein Interesse weckte. „Gott Vater / Sohn / heiliger Geist“ schienen mir zu einer abstrakten Kurzformel geronnen zu sein. Ich fragte mich nie, welcher konkrete Lebenshintergrund die Voraussetzung für die Entwicklung dieses „Kürzels“ gewesen sein



könnte. Mir fehlte die persönliche Erfahrung, die es erlaubt hätte, beim Aussprechen eine Wirklichkeit mitzudenken.

Da geschah es vor einigen Monaten, dass ich plötzlich in der stillen Andacht zu Klarheit fand. Alles Komplizierte wurde einfach, und ich konnte vorher Getrenntes jetzt als Einheit zusammenschauen. Drei verschiedene „Bilder“ verschmolzen, ohne ihr Eigensein zu verlieren:

„Er ist der Schatten über meiner rechten Hand“ (Ps 121) war das erste, mir lange vertraute Bild, das mein Leben bis zu diesem Augenblick begleitet und mich in der Motette von Heinrich Schütz beim Singen und Hören immer wieder bewegt hat; ein Bild des umhüllenden Schutzes, aber auch einer entschwindenden Nähe und einer ungreifbaren Wirklichkeit; ein Bild der Erinnerung an die Wurzeln und der unlöslichen Bindung an den Urgrund meiner Herkunft. Ich konnte leicht „Vater“ dafür einsetzen.

Das zweite Bild: „Und du wirst sein wie ein gewässerter Garten“ (Jes 58) ließ mich auf die künftigen Möglichkeiten blicken, auf das Sich-Strecken nach dem für uns wie für andere Nützlichen, auf die noch vor uns liegende Entfaltung der Kräfte und die volle Verwirklichung unseres Selbst. Es wurde für mich schlüssig, dass vom Wachsenden, vom Heranwachsenden, Sohn oder Tochter, die Rede war.

Im dritten Bild konnte ich unschwer erkennen, was in der christlichen Tradition „heiliger Geist“ genannt wird; in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan habe ich im Dämmerlicht Michelangelos Malerei gesehen: Gottes Finger nähert sich der ausgestreckten Hand des noch unbeseelten Adam, ein kleiner Abstand zwischen ihnen, der entscheidende Raum und Augenblick, in dem der Funke überspringt, der Augenblick der Erfüllung des Jetzt. Dies mag das Aufblühen einer Freundschaft und Zuneigung sein oder das Empfangen eines Trosts, die Erkenntnis der Wahrheit oder der Moment der Entscheidung für das Richtige, ein plötzliches Gefühl des unverwechselbaren, gegenwärtigen, wahrhaftigen Glücks, noch nie und nie wieder, nur jetzt ... Rückblick in die Vergangenheit, Ausrichtung auf das Kommende und beseeltes Aufgehen in der hellen Gegenwart gehörten mit einem Mal zusammen; die alte und lange unverständene, belächelte Formel gewann plötzlich Sinn: „Vater, Sohn und heiliger Geist“ wurde auf diese Weise für mich zum Zeichen für diese Erfahrung untrennbarer Ganzheit.

o Wie so häufig, habe ich nicht sogleich, sondern erst lange danach gemerkt, dass ich vorangeschritten war. Es muss mehr in mir vorgegangen sein als nur das Begreifen von Zusammenhängen, wo früher Unvereinbares isoliert nebeneinander stand. Denn als ich erneut Erich Fromms Überlegungen „Ihr werdet sein wie Gott“ in die Hand nahm, öffneten sich Tore für mich.[32] Ich fand niedergeschrieben, was ich bis dahin eher dumpf in mir fühlte; schon früher Gelesenes aber nicht Verstandenes, erschloss sich mir und rief Klarheit und unbeschreibliche Freude hervor.

Als Helga und ich uns darüber austauschten, verschlug es uns fast die Sprache; wir waren – erneut – auf unterschiedlichen Wegen zu gleichen Ausblicken gekommen. Wir sahen vor uns den wechselseitigen Zusammenhang zwischen dem, wofür das Volk Israel kein Namen-Wort finden konnte, und uns Menschen, genauer: zwischen der Existenz des Göttlichen und der Entfaltung unserer individuellen Möglichkeiten, zwischen seiner und unserer Verwirklichung.

Uns ging plötzlich die Bedeutung eines kleinen Hinweises auf, den wir beim Gründer des Chassidismus, dem Baalschemtow, gelesen hatten: „Noah hing Gott so sehr an, dass ihm jeder Schritt, den er tat, von Gott geleitet schien, als stünde Gott ihm gegenüber und setzte ihm die Füße zurecht und führte ihn, wie ein Vater, der seinem kleinen Sohn das Gehen beibringt. Darum, wenn sich der Vater von ihm entfernte, wusste Noah: „Das ist, damit ich gehen lerne.“ [33] Alles zielt darauf, dass jeder gehen lernt, und zwar allein! Haben uns hierzu nicht schon die Propheten konkrete Ratschläge gegeben? Sagt nicht Jeremia: „Bessert euer Leben und Wesen!“, also entwickelt euch zu dem, was ihr sein könnt? Fordert nicht Hesekiel auf: „Du Menschenkind, tritt auf die Füße!“, damit wir zum Himmel reichen und uns das „Höchste des Lebens“ zuteil wird? [34]

Indem wir uns auf die mühsame Straße der Selbstverwirklichung begeben und unterwegs dahin kommen, so zu fühlen, so zu denken und so zu handeln, wie es die Alten vor uns von Gott erwarteten, werden wir frei von den mächtigen Bildern der Vergangenheit und können dadurch wir selbst werden. Indem wir lernen, unsere Eigenheiten zu bejahen und immer neu das Leben in seiner Vielfalt zu lieben, richten wir uns Schritt für Schritt darauf aus, zu einer optimalen Entwicklung der eigenen Kräfte der Vernunft, der Liebe, des Mitgefühls und des Mutes zu kommen [35] und *leben* damit den höchsten Wert unserer Existenz; mit den alten, vertrauten Worten: wir leben göttliche Wirklichkeit.

Darauf läuft alles hinaus: Alles Unterworfenensein und alle Abhängigkeiten abstreifend, wie Hesekiel – der dies als Anruf der Stimme Gottes versteht – aus dem Staub sich erhebend und fortwährend uns zurechtschaffend, werden wie *wir selbst*. Erst wenn wir aufrecht und ohne Furcht den Rufen des Lebens lauschen, können wir unsere täglichen Aufgaben in der Welt verantwortlich zum Nutzen aller wahrnehmen; mit den alten, vertrauten Worten: die Welt mit Gott erfüllen.

## VI Same des Friedens werden

Spannungen und Widersprüche kennzeichnen nicht nur die individuelle Entwicklung und die Gemeinsamkeit von Lebenspartnern. Selbst wenn wir unseren Blick ausschließlich auf unsere Freuden und wunderbaren Erfahrungen ausrichten und uns von Weltereignissen abschirmen wollten, würde uns das nicht gelingen: Wir alle sind einer unübersehbaren Fülle von Informationen über Not und Auseinandersetzungen überall in der Welt ausgeliefert. Nichts kann uns darüber hinwegtäuschen, dass wir in einer Welt auch der Schrecken und ständigen Erniedrigung des Menschen leben. Wie jede Generation vor uns, müssen wir uns der Tatsache stellen, dass weithin Misstrauen, Ungerechtigkeit und Unfrieden herrschen und dass in allen Kontinenten Millionen von Menschen in manchmal grober, manchmal subtiler Weise der Gewalt ausgeliefert sind und sich nicht voll entfalten können.

Und da wir das Elend nicht leugnen und vor ihm die Augen nicht schließen können, haben wir keine andere Wahl, als mitleidend standzuhalten. Für uns kommt ein zweites, Wichtigeres hinzu: Wir wollen Verhältnisse, in denen Menschen leiden, um der Opfer und der Täter willen nicht so lassen, wie sie sind. Soweit es an uns liegt, wollen wir nicht schuldig werden wie die zehn Brüder Josephs, die in Ägypten rückblickend erkannten: „Das

haben wir an unserem Bruder verschuldet, dass wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören ...“ (1. Mose 42.21).

Während der großen Friedensdemonstration 1982 in Bonn haben wir ein junges Mädchen mit einem Plakat getroffen, auf dem stand: „Jedes menschliche Gesicht ist ein Gesicht zum Liebhaben.“ Kürzer kann nicht ausgedrückt werden, was uns in ständiger Bewegung hält.

Dieses liebende Wohlwollen hat – soweit wir sehen – auch den Freidenker Fridtjof Nansen und den Hindu Mohandas Gandhi beseelt, treibt die Brüder Berrigan und Cardinale, die katholisch sind, die Protestanten Dorothee Sölle und Erhard Eppler und – nicht zuletzt – auch diejenigen unter unseren Freunden, die sich als Atheisten verstehen und eine kommunistische Gesellschaftsordnung bejahen.

Indem wir beide solchermaßen liebend-verantwortlich leben, möchten wir mit ihnen allen zusammen das werden, wovon der Prophet Zacharias spricht: Samen des Friedens (Zach. 8.12).

## 1 Gedankliche Klarheit suchen

Es gibt eine alte Warnung, die wir auch bei Quäkern gehört haben: Tu den zweiten Schritt nicht vor dem ersten! Denk nach, ehe du aufbrichst!

Wir haben beide das Glück gehabt, vom Anfang unserer Friedensarbeit an mit Menschen zusammengewesen zu sein, die Frage und Überlegung für unumgänglich hielten, und je mehr Erfahrung wir sammelten, desto größer wurde unser Bedürfnis nach gedanklicher Klarheit. Deshalb wollen wir hier einiges von dem anreißen, was nach und nach Grundlage unseres friedenspolitischen Handelns geworden ist.

o Im Alten Testament wie in den Überlegungen der heutigen Friedensbewegung sind Frieden und Gerechtigkeit höchste Werte menschlicher Verantwortung und untrennbar miteinander verknüpft. Damals wie heute ist der Blick zu recht mehr auf die gesellschaftlichen als auf die persönlichen Bedingungen gerichtet, die einen Mangel an Frieden und Gerechtigkeit aufweisen.

Wo die Verhältnisse so sind, dass Menschen unter ihnen leiden und an der Entfaltung ihrer Möglichkeiten gehindert werden, ist ein Zustand gegeben, der einer Änderung bedarf. Hunger, Ausbeutung, Arbeitslosigkeit, Benachteiligungen aufgrund von Besitzverhältnissen, politische oder kulturelle Unterdrückung sind solche Erscheinungen, die von den Opfern als unfriedlich und ungerecht erlebt werden. Friedens-Forscher sprechen in diesen Fällen vom Vorhandensein „struktureller“ Gewalt: Die tatsächliche Verwirklichung des Menschen ist aufgrund der Lebensumstände geringer als die mögliche Verwirklichung.

Im Gegensatz zur personalen Gewaltanwendung, die in der Regel direkt, laut und sichtbar auftritt, ist die strukturelle Gewalt indirekt, leise, unsichtbar. Personale Gewalt wie Folter hört in der Regel durch Beendigung eines Tuns auf, während strukturelle Gewalt weder durch Willensentscheidungen einzelner noch von heute auf morgen aufzulösen ist, sondern nur durch grundlegende und differenzierte Änderungen unschädlich gemacht werden kann.

o Wir verstehen „Frieden“ nicht als „Nicht-Krieg“, sondern in umfassenderem Sinn als

Prozess, in dem zum Wohl aller Menschen mit einem Minimum an Beeinträchtigung von einzelnen und Gruppen das Zusammenleben im Geist des Einander-zugetan-Seins verbessert wird; indem wir – vereinfachend – von Frieden und Gerechtigkeit sprechen, meinen wir z. B. gleichermaßen den Abbau von Feindbildern, Förderung von Rüstungskontrollmaßnahmen, aktive Verhinderung des Atomkriegs; Ermöglichung von Arbeit für alle auch unter Einschränkung des Lebensstandards, Schutz von Minderheiten und Verhinderung von Diskriminierungen gleich welcher Art, Unterstützung von Selbstverwaltung in kleinen Einheiten, Aufhebung der Ausbeutung, Abschaffung von Meinungsmanipulation, Reisebeschränkungen, Berufsverboten; konkrete Solidarität mit den Völkern der Dritten Welt, Teilung der Güter der Erde, Schaffung einer neuen Weltwirtschafts-Ordnung. [36]

o Für Friedensarbeit in diesem Sinn gibt es nicht eine bestimmte Art des Handelns. Je nach Anliegen, Erfahrung und Situation wird es – ausgehend von einer Analyse der Wirklichkeit – Protest sein oder Verweigerung der Zusammenarbeit, direkter Widerstand, Versöhnung, konstruktive Aktion, solidarischer Beistand oder Hilfe zur Selbsthilfe.

Friedensarbeit muss nichts Großes, Aufwendiges, Übermenschliches bedeuten. Sie muss nichts Auffälliges und nicht unbedingt Öffentlichkeitsarbeit wie Flugblatt-Verteilen und Demonstrieren sein (wenngleich dies für uns unabdingbar dazugehört). Friedensarbeit meint auch die kleinen, unauffälligen Schritte des Alltags, etwa das Gespräch mit Nachbarn über die Roma, die wir früher unwissend und diffamierend Zigeuner genannt haben und die vielleicht von den städtischen Behörden auf einen Platz neben der Müll-Halde verwiesen worden sind.

o Solche Friedensarbeit erfordert konkrete, langfristige Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten. Dabei halten wir es wie Heinrich Albertz: „Wenn es brennt, frage ich nicht, wer mir den Eimer zum Löschen reicht ...“ Eine derartige Kooperation fällt einem nicht zu, wie wir in der örtlichen Friedens-Initiative erlebt haben; es bedarf dafür ebenso der ständigen Bemühung wie der Bereitschaft, das Trennende und Andersartige als Bereicherung zu empfinden. In diesem Sinn kann uns die örtliche Friedensarbeit unaufhörlich Anstöße zur Weiterentwicklung unserer Auffassungen geben, vorausgesetzt, wir lassen uns mit langem Atem darauf ein. [37]

Die auf solche Weise sich entwickelnde Gemeinsamkeit nicht nur der humanitären oder politischen Absichten, sondern auch der Methoden, nicht nur des interessierten Nachfragens, sondern auch der Achtung untereinander, schafft unmerklich ein Klima des Vertrauens und der wechselseitigen Steigerung. Frieden und Gerechtigkeit bleiben so keine abstrakten Ziele, sondern gewinnen Plastizität und werden zu realisierbaren Schritten eines unendlich langen, aber gleichwohl überschaubaren Weges.

o Wenn wir – wie es nötig ist – den Blick intensiv auf die problematischen gesellschaftlichen Verhältnisse richten, entdecken wir dabei manchmal am Rande den Anteil, den der einzelne daran hat. So sehr wir uns darauf einstellen müssen, dass es vor allem die Verhältnisse, also die vorgefundenen Strukturen der Gewalt sind, die der Änderung bedürfen, so wenig können wir außer acht lassen, dass – bei aller Eigendynamik, die Strukturen entwickeln – die Verhältnisse von Menschen gemacht werden und dass unsere Aufmerksamkeit auch und in besonderem Maß den Haltungen und Wertvorstellungen zu gelten hat, aus denen Strukturen des Unfriedens hervorgehen und durch die sie aufrechterhalten und gefördert werden.

Wir kommen nicht umhin einzuräumen, dass Unfrieden nicht nur in der äußeren Welt, sondern immer auch in uns selbst beheimatet ist und dass möglicherweise ein viel engerer Zusammenhang zwischen den Wirren unseres Innern und den Wirren der Welt besteht, als wir wahrhaben möchten. Wir sehen uns nicht in der Lage, den chinesischen Philosophen zu folgen, die von einer direkten Abhängigkeit zwischen dem schlechten Zustand eines Reiches und der desolaten inneren Verfassung des einzelnen sprechen; aber wir können andererseits nicht von der Hand weisen, dass das Droh- und Abschreckungssystem auch etwas mit unbewältigten Gefühlen in den Völkern zu tun hat, dass also ein erkennbarer wechselseitiger Zusammenhang zwischen menschlicher Psyche und dem militärisch-industriellen Komplex besteht.

Für uns folgt daraus, dass eine der unabdingbaren Voraussetzungen unserer Friedens- und Versöhnungsarbeit sein muss, uns selbst zurechtzuschaffen, genauso wie für die frühen Freunde „im Geiste Christi“ zu leben bedeutete, zuerst die eigenen Schwerter zu Werkzeugen des Friedens umzuwandeln. [38] „Bevor du dich dranmachst, die Welt zu verbessern, gehe dreimal durch dein eigenes Haus.“ (aus China).

## 2 Unverzichtbares im Sinn haben

Für uns Quäker ist der Anspruch, bei uns selbst zu beginnen, nichts Fremdes. Die frühen Freunde wie George Fox legten uns nahe, aus dem Geist zu leben, der die Ursachen aller Kriege (und Ungerechtigkeiten) hinwegnimmt. Um darin voranzuschreiten, war seit je eine doppelte Anstrengung nötig:

- soweit möglich selbst zu praktizieren, was wir an anderen und besonders mächtigen Einzelnen und Gruppen bemängeln, und
- nicht bei der Empörung über Phänomene des Unfriedens stehen zu bleiben, sondern deren Ursachen zu erforschen.

Für uns heutigen Freunde heißt das z. B. konkret: die Verfestigung von Feindbildern im Ost-West-Gegensatz nicht anklagend der Öffentlichkeit bewusst zu machen, sondern einer als falsch und zerstörerisch erkannten Praxis eine richtigere Praxis entgegenzustellen und zugleich daran zu arbeiten, die Wurzeln des Übels freizulegen.

Für die frühen Freunde bedeutete dies z. B. auch jenen mit Respekt und freundlich zu begegnen, die sie verfolgten, den Blick auf öffentliche Missstände zu lenken und nach ihren Bedingungen zu fragen. Als die Freunde begannen, sich der Diskrepanz zwischen ihren eigenen Vorstellungen und der vorgefundenen öffentlichen Praxis bewusst zu werden, und als sie immer stärker unter dem Unrecht litten und Einblick in die Zerrissenheit ihrer Umwelt gewannen, hat es für viele von ihnen kein Zögern gegeben. Sie setzten der unheilvollen Wirklichkeit eine Lebenshaltung entgegen, die sich in zwei Richtungen auswirkte: Sie wollten einerseits das Unrecht, das sie sahen, bekämpfen, und sie wollten andererseits zur Versöhnung beitragen. Zwar haben sich immer wieder die einen schwerpunktmäßig der Unrechts-Beseitigung und die anderen der Versöhnung gewidmet, aber durch die Jahrhunderte hin ist im Bewusstsein und in der Praxis der Freunde lebendig geblieben, dass nicht jeder Ansatz für sich allein, sondern nur beide gemeinsam die Quäker-Friedenshaltung ausdrücken.

Es liegt ihr die „Goldene Regel“ zugrunde, wie sie schon im 6. Jahrhundert v. Christus,

Jesus in der Bergpredigt und die frühen Freunde in der Erklärung an König Jacob formuliert haben: Was wir von den Menschen an guten Taten erwarten, das wollen wir ihnen tun. (Darin liegt das ganze Gesetz Gottes und die Botschaft der Propheten.)

Der Quäkerhaltung liegt aber auch die Verpflichtung der Wahrheit gegenüber zugrunde. Die frühen Freunde wurden „publishers of truth“ genannt, weil für sie das Wichtigste das Erkennen, das Verkünden und das Festhalten an der (göttlichen) Wahrheit war. Auch wir beide streben danach, Wahrheit immer neu zu erkennen, sie mit ganzer Kraft der Seele in unser Leben einzubeziehen und nicht von ihr abzulassen. Erfüllt von ihr, möchten wir, dass auch andere an ihr teilhaben können. Mohandas Gandhi hat die schöpferische Energie, die „Seelenkraft“, aus der sich die Gewaltfreiheit nährt, „Satyagraha“ genannt, wörtlich: das Festhalten an der Wahrheit.

Mit Gandhi wissen wir, dass jede Sicht auf die Wahrheit notwendigerweise fragmentarisch ist und dass wir deshalb an keiner Stelle wähen dürfen, die ganze Wahrheit zu erkennen. Er hat in seinen späten Jahren Wahrheit und Gott gleichgesetzt und war – wie wir – der Überzeugung, dass das, was wahr ist, unsere Mithilfe braucht, um konkret wirksam zu werden. Dieses Bemühen um Verwirklichung der Wahrheit oder des Göttlichen ist zugleich der unerlässliche Weg zu uns selbst. Für uns wird Wahrheit erst zur Wahrheit, die wir so nennen und anerkennen dürfen, wenn sie bei uns angekommen ist und in uns zu glühen beginnt. Sie verwandelt uns, damit wir eh und je werden, wozu wir hier sind.

Als wir im „Arbeitskreis Frieden“ während der Suche nach den historischen Wurzeln des Textes, der uns als „Friedenszeugnis“ geläufig ist, auf den ganzen Wortlaut der „Erklärung“ von 1660 [39] stießen, wussten wir noch nicht, dass erst ab 1911 die uns vertrauten Sätze in die Argumentation der europäischen Freunde eingegangen sind. Vor allem aber wussten wir noch nicht, dass der ausführliche Text vor allem Aussagen über die eigene veränderte Lebenspraxis enthält und damit eine Erläuterung eines religiösen Lernprozesses darstellt. Wir fanden durch das Studium weiterer zeitgenössischer Dokumente heraus, dass die Freunde nichts als das von anderen forderten, was sie selbst zu leben sich vorgenommen hatten. Schon in diesen frühen Beschreibungen eines gelebten Friedenszeugnisses lassen sich Grundsätze erkennen, die noch heute das gewaltfreie Verhalten von Freunden prägen: Neben dem Festhalten an der Wahrheit und der notwendigen Übereinstimmung von Mittel und Ziel sind es vor allem vier Prinzipien, an denen wir heute – wie die Generationen von Freunden vor uns – unser Leben ausrichten:

o Das Unrecht wird nicht feige erlitten, sondern aktiv bekämpft: „Unsere Waffen sind geistiger Art“, „wir besitzen das Schwert des Geistes“.

o Der Kampf richtet sich nicht gegen die Person, sondern gegen die Sache.

o Jedem Gegner wird guter Wille zugebilligt, es wird deshalb „das Licht“ in ihm angesprochen, und da er – wie jeder Mensch – als lernfähig anzusehen ist, wird er für einen möglichen künftigen Bundesgenossen im Kampf für Versöhnung, Frieden und Gerechtigkeit gehalten.

o Mit der Annahme der Lernfähigkeit des Gegners korrespondiert die eigene Bereitschaft, neue Einsichten zu gewinnen und mit der Möglichkeit des eigenen Irrtums zu rechnen.

### 3 Im Gegner den Menschen entdecken

Wer sein Denken und Handeln durch solche Grundsätze leiten lässt, weiß, dass es – über alle Gegensätze und Streitigkeiten hinweg – Gemeinsamkeiten zwischen uns und denen „auf der anderen Seite“ gibt: „Und ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht“, kann Jakob versöhnend zum Bruder sagen (1. Mose 33). Wer sich als Teil eines größeren Ganzen versteht, weiß auch, dass ein lebendiger Austausch zwischen allen Einzel-Elementen nötig ist und dass jede Verneinung und Missachtung des einen Teils die anderen Teile des Ganzen beeinträchtigt. Wenn wir uns mühen und als unser „Amt“ begreifen, „im Gegner den Menschen“ zu erkennen, so heißt dies zunächst, uns mit allen Menschen – gleich welche uns befremdlichen Auffassungen sie haben – auf einer Ebene zu sehen, heißt auch, sich aus den auch in unserer Gesellschaft vorgegebenen und sorgsam gepflegten Vorstellungen vom Feinde zu lösen, eigene authentische Erfahrungen zu suchen und damit zur „Ent-Feindung“ der anderen Seite beizutragen.

Undurchlässige Mauern, liebgewordenes Verharren in Unwissenheit über fremde Völker und deren Interessen sowie festgefügte Denksysteme und vermeintlich sichere Urteile bedürfen einer Lockerung; Tore müssen geöffnet und immer neue Durchlässe geschaffen werden, damit ein lebendiges Hin- und Herfließen von Informationen und Meinungen möglich wird, damit Misstrauen und Vorurteile geringer werden und sich globales, menschheitliches Denken anbahnen kann, damit Menschen sich als Menschen begegnen, füreinander Verständnis gewinnen und sich in ihrer Andersartigkeit zu ertragen lernen. Wenn es unser Bestreben ist, im Gegner den Menschen zu entdecken, so bedeutet dies letztlich, den Menschen „im fremden Lager“ ernstzunehmen, ihm die gleiche Redlichkeit zuzubilligen, wie sie uns wichtig ist, und damit seine Würde zu achten.

#### Feindbild: Sowjetunion

In diesem Sinn haben wir seit einigen Jahren unser Augenmerk auf das Verhältnis zwischen den großen Machtblöcken gerichtet. Stärker als in den meisten europäischen Nationen ist in der Bundesrepublik offenbar das politische Klima vom „Feindbild Sowjetunion“ bestimmt. Nach unserer Auffassung wird das System des Sozialismus von bundesdeutschen wie US-Politikern als Inkarnation des Bösen verstanden, das nur darauf wartet, durch aggressive militärische Aktionen seinen Einfluss auf ganz Europa, wenn nicht auf die ganze Welt auszudehnen. Unsere Gesellschaftsordnung wird dagegen als uneingeschränkt freiheitlich und auf Selbstbestimmung basierend eingeschätzt. Die Sicherung dieser Ordnung gegenüber dem gefürchteten sozialistischen Gegner rechtfertigt notfalls Einschränkungen der bürgerlichen Freiheiten, aber auch Opfer vor allem materieller Art. Das Bild von der Sowjetunion – und dies gilt weitgehend auch für das von den übrigen sozialistischen Staaten – ist bestimmt von Unwissenheit, Fehlinformiertheit und Fehlinterpretationen. Vorurteile und Misstrauen sowie individuelle schmerzliche Erfahrungen trüben den Blick; Nachrichten mit positivem Stellenwert werden unterdrückt, zum Teil auch aufgrund unbewusster Mechanismen, und solche, die das Gefühl des Bedrohtheits verstärken, werden überbetont. Das riesige Staatesgebilde aus verschiedenen Republiken mit über 250 Millionen Einwohnern wird undifferenziert als einheitlich-monolithischer Block gesehen; Stimmen aus dem sozialistischen Lager – soweit sie nicht als Dissidenten gelten – werden automatisch als „gesteuert“ eingestuft.

Hier setzten unsere Bemühungen an. Nachdem der eine von uns vor allem durch Begegnungen in Moskau und Stockholm schlagartig begriffen hatte, wieviel für uns beide auf diesem Gebiet zu lernen und zu tun ist, nachdem der andere im Rahmen der Friedensbewegung verstanden hatte, dass es – bei manchem Trennenden – viele tragende Gemeinsamkeiten mit Kommunisten gibt, sahen wir in diesem Feld eine Aufgabe für uns wie für die Freunde.

Wichtige Impulse dafür gewannen wir aus den Berichten amerikanischer, schwedischer und besonders britischer Freunde wie aus unseren Kontakten zu Freunden in der DDR. Wir versuchten vor allem, uns aus Original-Quellen zu informieren und die gewonnenen Erkenntnisse zu verbreiten.

Wir versuchten, uns eigene „Berührungsängste“ bewusst zu machen und mit Hilfe sozialpsychologischer Analysen zu verstehen, wie das „Feindbild Sowjetunion“ so tief in unserer Gesellschaft Fuß fassen und das gesamte politische Leben bestimmen konnte.

Wir versuchten gemeinsam mit anderen Freunden, uns mit dem Sozialismus als Theorie zu beschäftigen, uns kritisch mit seinen Grundgedanken auseinanderzusetzen und den „real existierenden Sozialismus“ „von innen her“ zu verstehen, die Wirklichkeit sowjetischer Politik an ihren eigenen Zielsetzungen zu messen. [40]

In erster Linie jedoch strebten wir persönliche Begegnungen an, in denen es uns darauf ankam, individuellen Zugang zu anderen zu finden, Gemeinsamkeiten aufzuspüren, Trennendes in Achtung zu benennen und die Welt mit den Augen der anderen Seite zu sehen, ihre Hoffnungen, vor allem aber ihre Ängste zu verstehen. Uns begleitete dabei ein Wort des israelischen Freundes Joseph Abileah: „Die einzige Sicherheit ist die Freundschaft meines Nachbarn. Also verwandle ich seine Angst in Freundschaft.“

Einige Beispiele mögen verdeutlichen, was zu tun uns nötig und möglich erschien.

o Vor gut drei Jahren erreichte uns die Anfrage, ob wir bereit seien, einem sowjetischen Film-Team in einem Interview unsere Erfahrungen aus der Ostermarsch-Zeit zu schildern. [41] Der Film sollte im sowjetischen Fernsehen gezeigt werden. Gut meinende Bekannte warnten uns: Wer weiß, was die euch – in der Übersetzung – in den Mund legen? Habt ihr bedacht, welche Folgen solche Bereitschaft für euch haben könnte? Wir zögerten, überlegten und wussten dann: Wollten wir uns weiterhin Pazifisten = Friedensstifter nennen können, so durften wir uns nicht durch Misstrauen lähmen lassen; wir mussten das Wagnis eingehen. – Wir wurden in unserem Haus gefilmt, wir gaben ein zwanzigminütiges Interview, in dem wir all das sagen konnten, was wir zu sagen hatten, und stießen allem Anschein nach auf offene Ohren. Von Reaktionen – gleich auf welcher Seite – haben wir nichts gehört, aber darauf kam es uns auch nicht an.

o Auf dem alten Friedhof unserer Stadt sind einige russische Fremdarbeiter begraben; daneben steht ein schlichter Feldstein zur Erinnerung an die Opfer des Faschismus. Die Stätte liegt versteckt und wird von der Öffentlichkeit nicht zur Kenntnis genommen. Nur die DKP brachte jedes Jahr am 8. Mai Blumen zum Mahnmahl und zu den Gräbern. Während wir von der Friedensinitiative – angeregt durch uns – zum Jahrestag der Befreiung vom Faschismus die erstmalige Öffnung des jüdischen Friedhofes erreichten und uns auf eine dortige Veranstaltung vorbereiteten (die dann mit 200 Teilnehmern stattfand), erhielten wir die Einladung der DKP zu einem Gedenken auf dem Gemeinde-Friedhof. Wir folgten ihr und reihten uns ein in die kleine Gruppe von kaum 20 Leuten, darunter der sowjetische Vizekonsul; ein Bekannter von uns, der mehrere Jahre in Konzentration

onslagern gelitten hatte und der jetzt unser Mit-Streiter in der Friedensbewegung war, erinnerte an die Gräueltaten des Faschismus und die Sehnsucht der Völker nach Verständigung und Frieden.

Wenige Tage später wurde Helga gefragt, ob sie Einwände gegen die Veröffentlichung eines Fotos in der örtlichen DKP-Zeitung hätte, schließlich sei sie deutlich zu erkennen. Spontane Reaktion: Keine Bedenken. Hatten nicht auch diese Menschen im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben für uns eingesetzt? Sollten wir uns der Teilnahme an solcher Veranstaltung, die eigentlich alle Bürger angeht, schämen?

o Mehrfach schon hatte ein junger Mann in unserer Friedens-Initiative auf den Gedanken einer Städtepartnerschaft zu einer Stadt im sozialistischen Lager hingewiesen. Könnte vielleicht auf solchem Wege erreicht werden, dass viele Menschen unserer Stadt die Gelegenheit erhalten, Sowjetbürgern zu begegnen, und dass Frauen und Männer aus der Sowjetunion zu uns kommen, so dass gegenseitig Furcht und Misstrauen verringert würden und freundschaftliche Beziehungen entstünden? Auch wir unterstützten diese Idee, und bald konnten alle Mitarbeiter unserer Friedensgruppe für eine entsprechende Öffentlichkeitsaktion gewonnen werden.

Wir alle sammelten mehr als 1.000 Unterschriften für eine Städte-Partnerschaft „zwischen Ahrensburg und einer osteuropäischen (bevorzugt sowjetischen) Stadt, und in der Folge auch zu einer westeuropäischen oder amerikanischen Stadt“ und erreichten die Zustimmung aller örtlichen Parteien und Abgeordneten. Inzwischen sind auf einen entsprechenden Beschluss der Gremien hin erste Kontakte angebahnt.

Derartige kleine Schritte, deren Auswirkungen im einzelnen wir nicht überblicken können, erfolgten im Vertrauen darauf, dass auch guter Wille und rechtes Tun im Kleinen als Mosaiksteine für das größere Ganze dienen werden. [42]

Feindbild: Polizei

o Vorurteile und Feindbilder bestimmen von beiden Seiten her nicht nur die Beziehungen zwischen den großen politischen Welt-Blöcken. Sie bestimmen auf weite Strecken hin auch die nationale Innenpolitik, und selbst die Friedensbewegung ist nicht frei davon. Die Polizei z. B. stellt für viele einen solchen Gegner dar, der pauschal abgeurteilt und dessen Tun wie durch eine gefärbte Brille wahrgenommen wird.

Gerade als ältere Friedensarbeiter achteten wir nicht nur bei der Durchführung, sondern bereits bei der Vorbereitung von Aktionen darauf, Ziel und Form in Einklang zu bringen. Dies geschah z. B. durch offene Ankündigung der Absichten, durch Vermeidung einer aggressiven Sprache auf Flugblättern; bei destruktivem Verhalten oder Beschimpfungen im Verlauf der Aktion durch persönliche Ansprache, notfalls auch durch deutliche Distanzierung und demonstrative Kontakte mit Angegriffenen.

An einigen Stellen gingen wir über diese mehr indirekte Einwirkung hinaus:

o Als vor einigen Jahren eine dreitägige gewaltfreie Blockade eines schleswig-holsteinischen Atomwaffen-Lagers geplant wurde, beteiligten wir uns mit drei Ahrensburger Bezugsgruppen. Für Norddeutschland war ein solches Vorhaben mit etwa 2000 Teilnehmern neu, und so gab es bereits Wochen vorher vielerlei Mutmaßungen über mögliche heftige Auseinandersetzungen mit der Polizei.

Konrad:

In jener Zeit war ich dabei, für die Bildungs- und Begegnungsstätte für gewaltfreie Aktion Kontakte mit Polizeischulen aufzunehmen, um mögliche Demonstranten mit möglicherweise gegen sie eingesetzten Polizisten an einen Tisch zu bringen. Während ich am Schreibtisch saß und die entsprechenden Briefe entwarf, durchfuhr mich siedendheiß die Frage: Warum suchst du nicht zuerst das Gespräch mit den verantwortlichen Polizisten, die sich jetzt auf die Blockade vorbereiten und mit denen du zu tun haben wirst?

Ohne weiteres Nachdenken wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich rief bei der Polizeidirektion in Neumünster mit dem Angebot an, dort von dem zu berichten, was in den Köpfen von gewaltfreien Demonstranten vorgeht und welche Grundsätze nach meiner Kenntnis Entscheidungen und Handlungen von Bezugsgruppen bestimmen.

Ob es mir und einem Freund, die wir dann – mit Zustimmung unserer Bezugsgruppe – zur zuständigen Polizei fuhren, tatsächlich gelang, durch das Gespräch mit den späteren Einsatz-Offizieren mäßigend zu wirken und ein tieferes Verständnis der Beweggründe auf unserer Seite anzubahnen, wissen wir nicht; jedenfalls verlief die Blockade insgesamt friedlich. Wir sind dabei sogar vielfach mit der Militärpolizei ins Gespräch gekommen. Als wir in einer kalten Nacht bei Schichtwechsel zum Abschied einen Kreis bildeten, griffen zwei Feldjäger über die Holzbarriere hinweg, die uns trennte, fassten unsere Hände und sangen gemeinsam mit uns: We shall overcome ... Selbst wenn es Taktik gewesen sein sollte: In diesem Augenblick fühlten wir alle dasselbe. Wir sind gemeinsam bedroht und suchen redlich – wenn auch auf unterschiedlichen Wegen – das Gleiche: Frieden.

Helga:

Eine andere wichtige Erfahrung in bezug auf die Polizei machten wir bei der Bonner Demonstration gegen den sogenannten „Weltwirtschaftsgipfel“ anlässlich des Besuchs von Präsident Reagan im Mai 1985. An diesem Protestmarsch nahmen einerseits Gruppen teil, die durch die Art ihres Auftretens und die mitgeführten Spruchbänder erkennen ließen, dass sie sich nicht uneingeschränkt zur Gewaltfreiheit bekannten, und andererseits einzelne und Gruppen, die wie wir 18 Ahrensburger grundsätzlich gewaltsames Auftreten ablehnten. Nach einem kurzen abwägenden Gespräch beschlossen wir, uns dort in den Zug einzureihen, wo Auseinandersetzungen drohten. Mehr noch: als es im vorderen Teil der Demonstration zu Gewalttaten einzelner Teilnehmer und entsprechenden Eingriffen der Polizei kam und Gruppen von Polizisten mit Schutzhelmen und den Schlagstock in den Händen auf sehr aggressive Weise neben dem Zug her gingen, fassten wir uns an den Händen, bildeten eine lange Kette und trennten so – mit dem Rücken zu den Marschierenden – die Kolonne von dem begleitenden Polizei-Kordon. Als einige vor diesem Entschluss, der eine Konfrontation für uns hätte bedeuten können, zögerten, fragte Stefan, ein junger Student: „Wo wäre Jesus jetzt?“ Da wussten wir alle – Nichtchristen wie Christen –, wo unser Platz war.



Am Ort der Abschlusskundgebung, dem Münsterplatz, hatte sich unsere Menschenkette gerade aufgelöst, als Gruppen von Demonstranten vor uns die Polizisten mit Mauersteinen, Bierflaschen und Stöcken zu bewerfen begannen. Der Boden war im Nu bedeckt mit „Wurfgeschossen“, Feuerwerkskörper verbreiteten Pulvergestank, eine gefährliche Eskalation drohte. Wieder war es Stefan, der uns voranging: „Wir stellen uns vor die Bullen!“ Und schon standen wir den sich bedrohlich gebärdenden Demonstranten gegenüber, Auge in Auge, hinter uns die Polizisten. Wir hoben die Hände, um die Polizisten noch besser schützen zu können und die jungen Leute, die die gewaltsame Auseinandersetzung suchten, zum Innehalten zu bringen: Einige von uns wurden von den Wurfgeschossen getroffen. Wir zitterten: Wie lange würden wir standhalten können?

Konrad trug ein Plakat, auf dem stand: „Im Gegner den Menschen erkennen – gewaltfrei gegen jede Gewalt“ und konfrontierte damit unwillentlich die Randalierer, während auf meinem Rücken deutlich für die Polizisten zu lesen war: „Gewaltfrei hier und heute“. Wir wurden beschimpft, verflucht – aber es trat eine Kampfpause ein. Wir ließen erschöpft die Hände sinken, einige weinten, wir sahen uns an, resigniert, verstört, und fühlten doch alle, das rechte getan zu haben. Ob es nützt? Wir wissen es nicht, aber wir würden es wieder tun.

#### 4 Allerlei Last wegreißen

Als Bayard Rustin, der erste „schwarze“ Amerikaner, den wir kennengelernt haben [43], uns bei einem Besuch mit der Behauptung konfrontierte, dass die Unterdrückten unter Umständen auch Schmerzen bei anderen verursachen müssten, um dauerhaft Veränderung zu bewirken, waren wir zunächst schockiert. Er erinnerte uns an die von Gandhi angeregte Verbrennung englischer Baumwollwaren, um den Indern in ihrem Kampf um Unabhängigkeit („Home rule“) die Notwendigkeit von eigener Warenproduktion in jedem Dorf und Haus vor Augen zu führen. „Um Neues aufbauen zu können, kommen wir nicht umhin, bis auf den Grund zu gehen, die wirklichen Probleme aufzudecken, also schlecht vernarbte Wunden wieder aufzureißen, damit ein dauerhafter Heilungsprozess beginnen kann.“

Er führte uns die tägliche Erniedrigung seiner Volksgruppe plastisch vor Augen, ließ uns Anteil nehmen an den seelischen Verkrüppelungen und der Resignation wie an den manchmal verzweifelten Versuchen, Gerechtigkeit und Gleichberechtigung zu erlangen, gab uns Einblick in die Strukturen einer Gesellschaft, die Millionen Menschen an der freien Entfaltung hinderte.

Indem wir mit seiner Hilfe die Notwendigkeit einsahen, unter Umständen vor der Versöhnung zuerst „klaren Tisch“ zu machen und produktive Spannungen zu erzeugen[44], begriffen wir anders als vorher den Hinweis Jesajas „Reiß weg allerlei Last“. Auch er wusste, dass oft – bevor Neues aufgebaut werden kann – das Alte beiseite geräumt werden muss. „Reiß weg“: das bedeutet Anstrengung, vielleicht auch Lärm, Ungemach, womöglich Gefahr für die, die sich an die Arbeit machen. Und „allerlei Last“ meint alles, was den Menschen belastet, ihm zum Joch geworden ist, was ihn unfrei hält.

Jesaja spricht nicht von Gefahr für Leib und Leben, ihm reicht schon, was den Men-

schen beschwert, um seine Zeitgenossen zum Tun zu ermahnen, „dass man da wohnen möge“.

Lasten wegreißen, geht das ohne Unruhe und staubige Hände? Haben wir nicht oft – auch von Freunden – zweifelnde Fragen gehört: Muss das sein? Vertieft ihr nicht Gräben, verhärtet ihr nicht Fronten? Stellt ihr euch nicht gegen andere Menschen, wenn ihr daran mitwirkt, Spannungen zu verschärfen, anstatt Menschen zusammenzuführen? Werdet ihr nicht selbst zum „Stein des Anstoßes“, während ihr redlich meint, Schutt und Steine wegräumen zu sollen?

Auf Harmonie hin angelegt, wie wohl alle von uns, und hungernd nach Friedlichkeit in unserer unfriedlichen Welt, waren wir lange hin- und hergerissen. Was durften, was sollten wir tun?

Bayard hat uns deutlich gemacht, dass wir den Widerspruch aushalten müssen zwischen unserer Sehnsucht nach Übereinstimmung und unserer Verpflichtung zu unbequemem und zeitweise störendem Handeln. Viele der frühen Freunde und manche uns vertraut gewordenen Zeitgenossen haben durch ihr Beispiel bezeugt, dass dieser Widerspruch tatsächlich ausgehalten werden kann.

o 1653 scheute sich Elisabeth Hooton nicht, den Finger auf eine Wunde zu legen und ohne Furcht vor den Folgen der Regierung die ihr bekanntgewordenen Tatsachen mitzuteilen: In einem Brief beschrieb sie detailliert die Bestechlichkeit bestimmter Richter und Justizbeamter und beklagte die ungerechtfertigten Gebühren, die von Gefangenen erpresst wurden.

o Einige Jahrzehnte später hielt Benjamin Lay es für nötig, den Sklavenhaltern ihre Unmenschlichkeit drastisch und unmissverständlich vor Augen zu führen, und hat damit ohne Zweifel viel Unruhe und Spannungen erzeugt. Er beschrieb die Gräueltaten der Sklaverei, und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, durchstach er mit roter Flüssigkeit gefüllte Schweinsblasen, sodass die Sklavenhalter ihre „Blutschuld“ erkennen konnten.[45]

o 1947 und 1961 – vor und nach der Aufhebung der Rassentrennung in amerikanischen Bussen – gehörten amerikanische Quäker wie Bayard Rustin zu den sogenannten „Freiheitsfahrern“, die den Anspruch erhoben, wie jeder Weiße in einem Überlandbus reisen zu können. Ihre jeweils mehrmonatige Fahrt quer durch die USA brachte ihnen nicht nur Gefängnisstrafen ein; vor allem bei der späteren Fahrt wurden viele von ihnen von Rassens-Fanatikern fast zu Tode geprügelt, und ihr Bus wurde in Brand gesteckt.

Sie alle fühlten eine größere Solidarität mit der Minderheit, mit den Schwachen und Leidenden als mit der Mehrheit der Herrschenden, und sie haben sich dafür nicht geschämt. Indem sie sich voller Feuer und Besonnenheit für die einen und gegen die anderen engagierten, geschah dies, weil sie einen umfassenderen Begriff von Einheit mit allen Menschen besaßen, als uns in Jahrtausenden nahegelegt worden war; was sie als Einheit verstanden, umschloss die Erniedrigten ebenso wie ihre Peiniger in deren positiven, „besseren“ Seiten. Sie fühlten sich einig mit dem Guten in den Unterdrückten, Ausbeutern, Rüstungsproduzenten, Waffenhändlern, Kriegsführern, mit dem Guten in den Stumpfen und Gleichgültigen. Und gerade dies machte sie unfähig, deren Übeltun, also ihre negative Seite hinzunehmen. Durften andere Freunde ihnen zurufen: Haltet ein?

Ihre Loyalität, eine höhere Loyalität, als die meisten Schulen der Welt lehren, überwand die bis dahin selbstverständlichen Grenzen der Hautfarbe, der Nation, der Weltanschauung und setzte Maßstäbe für eine universale Verantwortlichkeit. [46]

## 5 Notfalls: Widerstand leisten

Ohne dass wir uns dies haben träumen lassen, sind wir in Situationen gekommen, in denen das Aufdecken von Problemen und die politische Demonstration uns nicht mehr hinreichend erschienen. Als wir beide 1957 den ersten deutschen Aktionskreis für Gewaltlosigkeit gründeten, der das Modell für spätere Aktivitäten gewaltfreier Gruppen wurde, und als wir 1960 in der Bundesrepublik die Ostermärsche gegen Atomwaffen in Ost und West anregten, wollten wir vor allem aufmerksam machen und die Mitverantwortung für das politische Geschehen aktivieren.

„Durch diesen Ostermarsch zum Raketen-Übungsplatz Bergen-Hohne, wo im Dezember 1959 – in der Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen Belsen – die ersten Atomraketen („Honest John“) von der Bundeswehr erprobt wurden, wollen die Atomwaffengegner ihr entschiedenes und unwiderrufliches Nein zu atomaren Waffen öffentlich bekennen.

o Ihr Widerstand richtet sich gegen atomare Kampfmittel jeder Art und jeder Nation.“

„Prüfen Sie bitte, ob die folgenden Gründe stichhaltig sind und auch für Sie eine Unterstützung des Marsches rechtfertigen.

o Schon einmal hat man dem deutschen Volk den Vorwurf gemacht, geschwiegen zu haben, wo mutige Worte und Taten notwendig waren. In den Konzentrationslagern – wie Bergen-Belsen – kamen Millionen Menschen ums Leben. Bei Fortsetzung der Versuchsexplosionen und der atomaren Aufrüstung aber droht der gesamten Menschheit Vernichtung. Dieser Gefahr gilt es durch eine unüberhörbare, totale Absage an alle Atomkriegs-Vorbereitungen in Ost und West zu begegnen.

o Die atomare Ausrüstung der Bundeswehr hat mit „Honest-John“-Raketen in der Lüneburger Heide ein neues Stadium erreicht, das der Öffentlichkeit bewusst gemacht werden muss. Jeder weitblickende und verantwortungsbewusste Staatsbürger ist deshalb zu aktivem Protest gerufen.

o Wenn Worte nicht mehr gehört und die Mahnungen der bedeutendsten Menschen vieler Völker beiseite geschoben werden, müssen wir vor der Welt ein unmissverständliches Zeichen geben, dass wir durchhalten können, auch wenn uns die öffentliche Propaganda übertönt. – Denn dies ist die Wahrheit, die man in allen Lagern des kalten Krieges verharmlosen will: Jede Herstellung, Erprobung und Lagerung von Atomwaffen – gleich an welchem Ort der Welt und in welcher Hand – ist die größte Gefährdung der Menschheit.

### **Haben Sie Vertrauen in die Macht des Einzelnen!**

o Helfen Sie, dass dieser Marsch zu einem überzeugenden Beweis für die politische Wachsamkeit auch in Deutschland wird!

o Zeigen Sie, dass Sie gewillt sind, nicht zu resignieren, wo es um Leben und Tod von Millionen Menschen geht!

o Sorgen Sie, dass aus einer entschlossenen Minderheit eine kraftvolle Mehrheit wird – zum Segen aller Völker!

o Nehmen Sie teil am Protest – und sei es nur für einen Tag – und fordern Sie auch Ihre Familie und Ihre Freunde dazu auf!“

Wir haben damals von „Widerstand“ gesprochen, meinten aber „Protest“ und „Mahnung“. Wenn wir heute von Widerstand sprechen, so verstehen wir darunter ein unmissverständliches **Nein** durch persönliches Handeln, möglicherweise durch bewusstes Ignorieren und Übertreten von Gesetzen. „Seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt“ (Günther Eich). – Widerstand heißt nicht nur, sich zu verweigern, wo wir als Rädchen in einer Maschine funktionieren sollen, heißt auch sich zu widersetzen, wo von uns verlangt wird, Unrecht zuzulassen oder es gar selbst zu tun.

Konrad:

So gab es einmal 1974 für mich keinen Augenblick des Zögerns, als mir – frisch als Hauptseminarleiter im Amt – in einer Dienstbesprechung mitgeteilt wurde, dass am roten Punkt auf der Karteikarte der jungen Lehrer, für deren Ausbildung ich verantwortlich war, zu erkennen wäre, wer bereits mit dem Verfassungsschutz in Berührung gekommen war. Ich geriet in ein Zittern, wie es mir gelegentlich ähnlich geschieht, wenn ich in der Andacht nach langem Abwarten spreche, und sagte den Kollegen und dem Vorgesetzten, dass ich diese Karteikarten nicht nehmen würde. Ich täte dies nicht, weil ich die uns vermittelte Information bagatellisieren, sondern weil ich mich für eigene Erfahrungen mit den Referendaren offenhalten wollte. Ich weiß nicht, ob ich mich an den „gelben Stern“ auf dem Mantel meiner alten Freundin Paula Rehtz erinnerte, die Theresienstadt durchlitten hat, oder ob ich an die Verse Hans Magnus Enzensbergers dachte: „Der Tag kommt, wo sie Listen ans Tor schlagen und malen den Neinsagern auf die Brust Zinken ...“ Ich weiß nur, dass ich – ganz unerwartet – ein Gefühl der Erleichterung empfand. Keinem von uns ist danach wieder eine Karteikarte mit rotem Punkt auf den Schreibtisch gekommen.

Oft äußerte sich Widerstand in kleinen Schritten: Wegen der Unterstützung der Apartheid in Südafrika kündigten wir unser Konto bei der Deutschen Bank; wir informierten unsere Stadtverwaltung, dass wir uns an der geplanten Volkszählung nicht beteiligen würden; auch unsere Erklärung, „ohne Rüstung leben“ zu wollen, ist für uns Teil des Widerstands ebenso wie Helgas Hinweis in der Schule, sich allen etwaigen Luftschutz-Übungen mit ihrer Grundschulklasse verweigern zu wollen. Aber auch diese kleinen Schritte sind nicht zu verantworten ohne eine sehr sorgfältige Selbstbefragung.

Wenn uns unser Gewissen nicht mehr ruhig schlafen lässt, weil wir fühlen, dass wir mehr tun müssen, um „Pfade aus der Gefahr“ zu suchen, und dass die Zeit gekommen ist, sich deutlicher als bisher zu widersetzen, dann helfen wir uns gegenseitig, in Ruhe innezuhalten.

Wir erinnern uns gegenseitig an das uns stärkende Wort von Paulus aus dem Epheser-Brief über den Widerstand und das Evangelium des Friedens. „Ergreift den Harnisch Gottes, dass ihr ... Widerstand ... tun möget. So stehet nun umgürtet ... mit der Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit ... zu treiben das Evangelium des Friedens“ (6,14).

Wir versuchen, Kleinmut und Angst zu überwinden, und hören nach innen. Wir sprechen dazu mit Freunden, gehen in die Stille und prüfen uns: Bleibt keine Zeit mehr, die weitere Entwicklung abzuwarten und auf Änderung zu hoffen?

Habe ich bis zu diesem Zeitpunkt alles Mögliche versucht, um das Geschehen zu beeinflussen? Ist die Gefahr, die ich abzuwenden suche, so viel größer als der Schaden, den ich möglicherweise anrichten könnte?

Wäre ich ohne entschiedenes, direktes Handeln noch ich selbst? Ist der Punkt gekommen, an dem ich tun MUSS, was mir dringlich erscheint?

So wie unsere Töchter sich mit ihrer ganzen Person in Mutlangen den Bedrohungswaffen Pershing II und damit der Todesmaschinerie entgegengesetzt, in Bremerhaven die amerikanischen Waffenzüge nach Süden behindert und in Wackersdorf und Gorleben gegen die atomaren Wiederaufbereitungsanlagen Widerstand geleistet haben, haben auch wir Eltern uns einmal genötigt gefühlt, mit hunderten von anderen, darunter zu unserer Freude auch Freunde, einen ganzen Tag lang die Einfahrten zur „Führungsakademie“, einem Schulungszentrum der Bundeswehr, in Hamburg zu versperren. Wir hatten erfahren, dass Offiziere aus Militär-Diktaturen dort lernen, Andersdenkende mit verletzender Gewalt wie Folter und Erpressung auszuschalten. Um diese todbringende und eindeutig auch gegen die Befreiungsbewegungen gerichtete Maschinerie für einen Tag am Funktionieren zu hindern, saßen wir auf dem Pflaster, singend, redend, schweigend. Wir sprachen mit Bürgern, die uns beobachteten, und gingen auf Polizisten zu, um ihnen die Beweggründe unseres Tuns zu erklären.

Taten wir etwas anderes als die Freunde vor uns, von denen manche bewusst Gebote und Verbote missachtet haben, weil die leise, innere Stimme es ihnen befahl (Hilfen für flüchtige Sklaven; Medikamenten-Transporte nach Nord- und Südvietsnam; Steuerverweigerung; Weigerung, zu Fuß ins Gefängnis zu gehen, so dass die Freunde sich „wie eine Fuhrer Steine“ auf Karren laden ließen, „der Länge nach einer auf den anderen“)?

## 6 Dem Hungrigen das Brot brechen

Same des Friedens werden zu wollen, ohne insbesondere die ökonomische Dimension der heutigen Weltprobleme in den Blick zu nehmen, hieße die Friedensproblematik unzulässig zu vereinfachen. „Brich dem Hungrigen dein Brot“ „und die, so im Elend sind, führe ins Haus“ sind für uns Weisungen, die weit über die karitative Geste hingehen. So wichtig es ist, unmittelbare Not – materielle und zunehmend auch geistige Not – zu lindern, so muss doch eingeräumt werden, dass damit vielleicht Augenblickserfolge erzielt, aber keine grundlegenden Verbesserungen bewirkt werden können. Genau darauf aber, so haben wir begriffen, kommt es an, „und sollst Grund legen, der für und für bleibe“, „und sollst heißen: der die Lücken verzäunt und die Wege bessert“.[47]

Der Nord-Süd-Gegensatz zwischen den hochentwickelten Industrie-Nationen der Ersten und Zweiten Welt und den weniger entwickelten Ländern der Dritten Welt erscheint uns die größere politische Herausforderung gegenüber dem Ost-West-Konflikt mit seinen ideologischen und militärischen Aspekten. Wenn es der Menschheit gelingen sollte, die globale militärische Konfrontation zu vermeiden, werden sich nach unserer Einschätzung die wichtigsten Zukunftsaufgaben aus der Einsicht in die Notwendigkeit einer weltumspannenden Kooperation zugunsten der benachteiligten Regionen im Süden des Erdballs ergeben. Wir gehen davon aus, dass eine künftige, gerechtere Weltwirt-

schaftsordnung – auf die uns Grete Scherer immer wieder eindringlich hingewiesen hat – tendenziell zu einer differenzierten Balance zwischen den verschiedenen geographischen und industriellen Räumen führen wird, so dass die bedrückende Ungleichheit der Lebens- und Entwicklungschancen in einer Jahrhundert-Anstrengung verringert werden kann.[48]

Müssten wir nicht sogar darauf hinarbeiten, dass die Anstrengungen auf die globalen Aufgaben gerichtet werden, *damit* wir nicht in eine militärische Welt-Katastrophe treiben?

Je älter wir werden, desto mehr sind wir davon überzeugt, dass wir als einzelne wie als Volk und Menschheit die vor uns liegenden Schwierigkeiten nur zugunsten einer auf mehr Gerechtigkeit und mehr Frieden zielenden Entwicklung verändern können, wenn wir das Schwergewicht auf die stützenden, teilenden, aufbauend-konstruktiven, also bejahenden Bemühungen legen: Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elend sind, führe ins Haus.

Dazu bedarf es allerdings vieler kleiner Visionen einer künftigen menschlicheren Welt mit weniger Gleichgültigkeit, weniger Ausgrenzung, weniger Unterdrückung und Ausbeutung, weniger Leistungsdruck und Verkrampfung, weniger Angst und weniger materiellem „Haben“-Wollen und stattdessen mehr brüderlich-schwesterlicher Solidarität, mehr selbstbeschränkender Mitverantwortung, mehr Bewusstsein globaler Zusammengehörigkeit, mehr demokratischer Teilhabe, mehr Muße und Spiritualität, mehr „Sein“-Wollen.

Es bedarf der Orientierung an schrittweise realisierbaren und deshalb stimulierenden Bildern der Zukunft. Nur wenn es uns in der Familie, in Ahrensburg, in der Pyrmonter Jahresversammlung, in den Industrienationen, überall auf der Erde gelingt, uns auf solche konkreten, lebensfördernden und deshalb befreienden Bilder auszurichten, können wir Menschen Müdigkeit und Resignation abstreifen und vieles von dem hinter uns lassen, was uns heute als lebensfeindlich, einengend, bedrückend erscheint.

Aus diesen vielen kleinen Vorstellungen eines von uns zu verwirklichenden freundlichen Zusammenlebens in wechselseitigem Austausch könnte sich dann vielleicht eine Vision entwickeln, die alle Völker verbindet, so dass der Same des Friedens aufgehen kann, weil wir den Boden bereitet haben.

## VI In Bewegung bleiben

Wenn wir uns am Abend nach einem durchwanderten Tag in den Bergen noch auf eine Stunde ins Freie setzen, ein bißchen müde und mit brennendem Gesicht von Sonne und Höhenluft, überkommt uns zuerst ein wohliges Gefühl von Freude und Dankbarkeit für das, was hinter uns liegt. Erfüllt von dem vielen, was wir wahrgenommen haben – dem kreisenden Bussard, der rankenden Wald-Clematis mit ihren blassblauen Blüten, der versteinerten Meeresschnecke, der alten Bäuerin, mit der wir ins Gespräch gekommen sind, und der verwitterten Inschrift über der Kapellentür –, lassen wir die Bilder in uns einsinken oder sprechen noch miteinander über das, was in uns vorgegangen ist, und über die Wegstrecken des Tages. Und hat dann das Felsmassiv des Schlern, an dessen Hängen wir



leben, sein Leuchten verloren, beginnt unweigerlich einer von uns mit der Frage: Und wie geht es morgen weiter?

Und da dies eine allabendliche Frage ist, seitdem wir uns gemeinsam auf den Weg gemacht haben, und – worum wir beten – auch bleibt, solange wir leben, wollen wir abschließend unsere Gedanken nach vorn richten: Wie soll es weitergehen mit uns?

Unterwegs sein, dem Ziele näherkommen, bedeutet für uns zu lernen, solange wir leben. Wir wollen dabei unseren Blick vor allem auf jene jungen Menschen richten, die unser Streben und Tun äußerst kritisch beobachten. Sie haben uns manches Mal Anlass zu der Frage gegeben, ob sie in ihrer anderen Art zu leben – auch wenn dies nicht unsere sein und werden kann – nicht doch näher am „Kern“ sind als wir. Immer mehr möchten wir uns deshalb von ihnen anstoßen lassen, uns in neue Richtungen zu strecken. So nehmen wir uns vor, anspruchsloser, naturverbundener zu leben [49], bisher für wahr Gehaltenes zu hinterfragen und immer wieder die Rangfolge dessen, was uns wichtig ist, zu überprüfen. Von der jungen Generation möchten wir lernen, noch behutsamer mit der Schöpfung umzugehen, den Menschen und seine Bedürfnisse nicht grundsätzlich über die der übrigen Natur zu stellen und achtsam und liebevoll auch mit uns selbst wie mit anderen zu sein; wir wollen bewusst üben, uns und anderen mehr Gemächlichkeit zuzugestehen; wir wollen versuchen, uns mehr als bisher Zeit und Raum für uns selbst zu nehmen[50] und neben Kopf und Verstand auch Herz und Bauch – wie die Jungen sagen – in ihrem Zusammenhang immer besser zu verstehen und zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Wir wollen uns immer mehr befreien, äußerlich und innerlich, aus selbstgesetzten wie aus sogenannten „Sach“-Zwängen. „Es hängt nicht allein von einem Datum und zufälligen Bewegungen z. B. der alliierten Truppen ab, wann einer befreit wird, sondern doch auch von gewissen schwierigen und lang andauernden Bewegungen in ihm selbst“ (Christa Wolf). Und so wie wir für diese nötigen seelischen Bewegungen auch auf die Hilfe von Freunden – und mehr – angewiesen sind, halten wir uns bereit, andere bei entsprechenden Bemühungen zu stützen.

Wir wollen weiter werden, so wie ein Baum immer mehr seine Äste in verschiedene Richtungen streckt. Wir wollen uns mehr und mehr öffnen und gleichsam mit ausgebreiteten Armen auf die Welt zugehen und Auseinanderstrebendes und Gegensätzliches, soweit es geht, zusammenfügen, dass eins das andere durchdringe und befruchte.

Von einer herbstlichen Wanderung ins Tal zurückkehrend, fanden wir vor zwei Jahren ein handbeschriebenes Stück Papier. Es war ein Brief ohne Anrede und Unterschrift, eine Botschaft, die uns seitdem bei jedem Lesen neu anrührt, weil sie einen wichtigen Teil jener inneren Haltung ausdrückt, in die wir mehr und mehr hineinwachsen:

„Ja, es gibt Dinge, die kann nur Fasten und Beten heilen, Zustände, Mängel, Krankheiten, Haltungen, Fehler, Sünden – **Beten** heißt sich öffnen, bereit sein zu geben und zu empfangen, anerkennen, danken, bitten, ruhig werden, loslassen, einfach Mensch sein, krank sein, gesund sein, glücklich sein und weinen dürfen, schauen und hören, riechen, die Augen schließen und das Herz öffnen, alles Werkzeug weglegen, Garten sein, Erde und Dünger, warten, wachsen und gedeihen, Frucht bringen, Ebenbild Gottes sein und die Schöpfung weiterführen! Und **Fasten**: gewiss, fasten heißt weniger essen, sich zurückhalten, sich auf das Notwendige beschränken, aber auch: nicht Leistung suchen, nicht werten, nicht ständig etwas tun, nicht alles erklären, verstehen wollen, nicht alles wissen

wollen, fasten mit dem Verstand, mit dem Gemüt, mit der Kraft, beim Reden, Klagen, Weinen, in der Neugier, in der Hast, im Sich-überall-verantwortlich-Fühlen, um Mensch zu sein: offen, damit die Ohren wieder hören, die Nase wieder riechen kann, um wieder auf den Geschmack zu kommen, um den Tastsinn wieder zu entdecken, das Lachen, die Trauer, den Genuss des Schlafens. Fasten: auf ‚Ersatz‘ verzichten, auf Unmäßigkeit, auf Selbstzufriedenheit. Fasten: ‚40 Tage‘, einen Lebensabschnitt lang, sich umgewöhnen, Einkehr halten, umdenken, anders denken: lieben – eben fasten und beten und danken und preisen ...“

Diese Zeilen, nicht an uns gerichtet und doch für uns bestimmt, haben unseren Blick erweitert. Als wir unseren gemeinsamen Lebensweg unter das Jesaja-Wort stellten, richteten wir uns nach unserer Erinnerung ausschließlich auf das rechte, aktive Tun aus. „Das ist ein Fasten, das ich erwähle ...“ bedeutete für uns, das Fasten durch das Tun zu ersetzen, und forderte uns folglich auf: ihr sollt nicht – im Wortsinn – „fasten“, sondern „in solidarischer Weise in der Welt wirken“.

Wir ahnten nicht dass wir heute – nach 25 Jahren – das Fasten im eigentlichen Wortsinn als die andere Seite unseres Auftrags ansehen würden. Denn noch immer sind wir nicht so weit, uns ganz zurückzunehmen, „zu fasten mit dem Verstand, mit dem Gemüt, mit der Kraft, in der Neugier, im Sich-überall-verantwortlich-Fühlen“. Noch halten wir nicht genug inne und kehren auch nicht genug bei uns ein.

Das Nachdenken über jenen Südtiroler Brief und unsere bisherigen Erfahrungen hat uns begreifen lassen, dass das Fasten in diesem wieder-entdeckten, ursprünglichen Sinn das Schwierigste für uns sein wird.

Wir möchten nämlich auch künftig, solange es geht, uns freudig[51] anderen Menschen nähern und dem Ruf der Erde antworten, die eine Hand leer, in der anderen quellende Samenkörner, voll Vertrauen in die uns geschenkten Möglichkeiten und gleichzeitig im Bewusstsein, Teil einer langen Kette zu sein.

Auch trotz allmählich abnehmender Vitalität möchten wir erfahren dürfen, dass wir auch weiterhin wachsen an den Zielen, die wir uns setzen, und dass wir nötig sind irgendwo. Wir möchten unsere Gedanken immer mehr richten auf die bejahenden, die heilenden Kräfte und – die Finsternis hinter uns lassend – die nötigen Schritte tun hin auf eine künftige Welt, in der Vertrauen und menschliches Miteinander und Teilhaben das Leben bestimmen.

Auf die Zukunft hin lebend, vertrauen wir darauf, dass sich auf unserer Wanderung wie bisher von Zeit zu Zeit unerwartete Ausblicke ergeben und dass uns in der neuen Lage zuwächst, was wir brauchen, um ganz gegenwärtig zu sein.

Bei uns zuhause hängt ein alter holzgeschnitzter Jesus mit einem leidvollen, zarten Gesicht und einem schlanken, ausgeblichenen Körper; diesem Jesus fehlen die Arme. Wir fanden ihn unter allerlei Gerümpel bei einem Händler in Südtirol. Wir sahen uns an und fragten uns: Soll dies uns sagen, ihr müsst seine Arme und Hände sein? Seitdem betrachten wir ihn fast täglich und wünschen uns, „in Worten und in Werken“ in seinem Geist wirken zu können und uns selbst und die Welt so weit zurechtzuschaffen,

„... dass man da wohnen möge“.

## Anmerkungen

- 1 Unter Faschismus verstanden wir schon damals nicht nur das historische Phänomen deutscher, italienischer und spanischer Prägung, sondern meinten umfassender jedes totalitäre System. (Nach unserer heutigen Einschätzung haben die westlichen Demokratien noch immer nicht die Haltungen überwunden, aus denen die faschistische Inhumanität wuchern konnte, und bleiben deshalb unaufhörlich von innen gefährdet.)
- 2 Theodor Fontane; die geistige Welt der Chassidim, der polnischen und russischen Juden des 17. Jahrhunderts, erschloss sich uns vor allem durch Martin Bubers „Weg des Menschen“, Allert de Lange, Amsterdam 1953, und „Erzählungen der Chassidim“, Manesse, Zürich 1949. Die Chassidim lebten „in begeisterter Freude“.
- 3 Ernst Bloch: „Das Prinzip Hoffnung“, Suhrkamp, Frankfurt 1959, Band 3, S. 1089.
- 4 Uns ist diese Jesaja-Stelle in der z. T. etwas altmodisch klingenden Luther-Formulierung vertraut geworden, und wir wollen deshalb auf eine moderne Übersetzung verzichten. Dies gilt auch für die übrigen Bibel-Zitate.
- 5 „Das Friedensevangelium der Essener 1“, Verlag Bruno Martin, 1977, S. 11ff.
- 6 Zwischen uns war ein Strom geflossen, der bis zu ihrem Tode lebendig blieb und noch mehrfach ähnliche „Zufälle“ hervorrief.
- 7 Durch alle Veränderungen meiner Gottesvorstellungen hin (siehe Kapitel V.6) sind hier mein Erleben und meine Einsicht in Worte gefaßt: dass mich die göttliche Wirklichkeit umgibt und durchdringt: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer ... spräche ich: Finsternis möge mich decken! so muss die Nacht auch Licht um nicht sein ...“, überall ist „der Schatten über meiner rechten Hand“ (Psalmen 139.9ff. und 121,5).
- 8 „Christliches Leben und Wirken“, Pymont 1951, S.12.
- 9 Als zwischen beiden „Seiten“ während der ganzen Zusammenkunft trotz aller Bemühungen in dieser Frage ein klarer Gegensatz blieb, fragte uns eine Freundin, die keine Gemeinschaft mehr zwischen den Positionen erkennen konnte: „Was hält euch denn eigentlich bei uns?“ Wir hielten den Atem an, und dann wussten wir plötzlich das Verbindende: „Weil bei den Freunden der Glaube in den Fingerspitzen sitzt.“
- 10 Heinrich Phil. Konr. Henke: „Religionsannalen“, darin 12. Stück „Ursprung, Fortgang und Verfassung der Quäkergemeinde in Pymont“ etc. von F.C.C. Schmid, Vieweg, Braunschweig 1805.
- 11 Die Zuneigung, mit der uns Hamburger Freunde begegnet sind, die Geduld, die sie uns gegenüber aufwandten, die Wärme und Intensität, mit der sie uns begleiteten und auf uns

eingingen, sind für uns „wie ein gewässerter Garten“ gewesen. Ein solcher Nährboden der Freundlichkeit bedarf stets der vielen, die ihn wollen und intensivieren; aber er bedarf immer wieder auch der einzelnen, die durch ihre Kraft der Zuwendung wie ein Ferment wirken.

- 12 Jim Wallis: „Bekehrung zum Leben / Nachfolge im Atomzeitalter“, Brendow Verlag, Moers 1983, S. 35f.; Martin Buber: „Der heilige Weg“, Rütten & Loening, Frankfurt 1919, S. 14ff.
- 13 „Tagebuch“, Pymont 1950, S. 166 u, 206.; vgl. Hermann Hesse „Siddharta“: „Nicht im Reden, nicht im Denken ..., nur im Tun, im Leben“, S. 169, Fischer, Berlin 1929.
- 14 Martin Buber: „Weg des Menschen“, S. 28, W. Penn in „Christliches Leben“, S. 21.
- 15 Albert Steen: Leise Spuren, Pymont 1980, S. 52.
- 16 Konrad: Eine viel praktizierte Antwort auf den Anruf gegen das Vergessen sehe ich darin, dass – wenn wir zu Versammlungen im Pymonter Guäkerhaus zusammenkommen – nach und nach viele Freunde auf den Friedhof hinuntergehen. Schon der Weg über den weichen Rasen, unter dem Asche neben Asche liegt, ruft Erinnerungen hervor und lässt die Vergangenheit sprechen. Jedesmal, wenn ich auf den Friedhof gehe, lasse ich meine Augen von Namenstafel zu Namenstafel wandern; ich beginne bei jenen Freunden, die starben, als wir in die Religiöse Gesellschaft hineinwuchsen. Ich lasse vor meinem inneren Auge das Bild jeder Freundin, jedes Freundes erstehen, denen wir etwas näher gekommen sind; manchmal spreche ich mit ihnen, manchmal versuche ich, noch einmal zu hören, was sie gesagt haben, welches ihre Botschaft für mich war, manchmal tauchen Situationen vor mir auf: So war das damals!, manchmal danke ich. Wie von Zeit zu Zeit aus Andachten komme ich auch von den Gräbern der Freunde zuversichtlicher zurück.
- 17 „Der Glückliche weiß sich eins mit dem Allgemeinen; die Erfüllung, die er selber erfährt und zugleich herstellt, genießt und schafft, ist ihm darin selbstverständlich, dass er sie überträgt auch auf andere; das Glück steckt an.“ „Freigewordene Menschen sind Bauleute des Glücks, sie verfügen über alle eigenen Möglichkeiten, Glück nicht nur zu erfahren, sondern es auch zu produzieren.“ Dorothee Sölle: „Plädoyer für das Glück“, in „Phantasie und Gehorsam“, Kreuz-Verlag, Stuttgart 1968, S. 48ff., siehe auch Anm. 51.
- 18 „dem Worte“ = JHWH (Jahwe). Juden sagen, man wisse nicht, wie JHWH auszusprechen sei; der Name Gottes dürfe nicht über die Lippen kommen. Man las „Adonai“ (Herr), wenn diese Buchstaben-Verbindung im Text erschien (6700mal im Alten Testament). (Nach H.J. Gamm: „Einführung in die Grundfragen des Judentums“, Verlag der Gesellschaft ..., Hamburg 1959, S. 67.)
- 19 Martin Buber: „Das Problem des Menschen“, Schneider, Heidelberg 1954, S. 159-170, und „Der heilige Weg“, siehe Anm. 12, S. 16: „Das Göttliche kann sich irr einzelnen offenbaren, aber seine wahre Fülle erlangt es je und je, wo zum Gefühl ihres Allseins erwachte

Einzelwesen sich einander öffnen, sich einander mitteilen einander helfen, wo Unmittelbarkeit sich zwischen den Wesen stiftet, wo ... Mensch zu Mensch sich befreit, wo im Dazwischen, im scheinbar leeren Raum sich die ewige Substanz erhebt: der wahre Ort der Verwirklichung ist die Gemeinschaft, und wahre Gemeinschaft ist die, in der das Göttliche sich zwischen den Menschen verwirklicht.“

20 Max Frisch: „Tagebuch 1946 – 49“, Suhrkamp, Frankfurt, S.27.

21 Vgl. Margarethe Lachmund: „Mit dem Widersacher auf dem Wege“, o.O., o.J., S.18.

22 Zu Kap. V.4. Manchmal sind wir in unserem Schmerz über unsere Unzulänglichkeiten dahin gekommen, uns zu fragen, wann unser Vorrat an Niedergeschlagenheit erschöpft sei; glücklicherweise dauerten diese Zustände der Enge und der Selbstzweifel nie so lange, dass wir nicht nach geraumer Zeit erkennen konnten, dass unser Kummer ein Nichts gegenüber den wirklichen Leiden der Menschen war, gegenüber seelischen und körperlichen Qualen der Kranken, der Hungernden, der Verfolgten und Gefolterten, der Ausgebeuteten.

23 M. Buber: „Erzählungen der Chassidim“, Manesse, Zürich 1949, S. 746.

24 Vgl. Annemarie C;ohen, QUÄKER 12/80, S. 1: „Ich bin vollkommen davon überzeugt, dass alles, was uns begegnet, einen guten Sinn hat und uns nötigen will, einen neuen, guten Weg zu suchen, den wir wahrscheinlich keine Ursache hätten zu suchen, wenn uns nicht eine Schwierigkeit dazu aufforderte.“; und Martin Buber: „Was mir widerfährt, ist Anrede an mich“, „Einsichten“, Insel-Verlag, Wiesbaden 1953. S. 22.

25 Prediger Salomo, Kap. 3: „Ein jegliches hat seine Zeit ...“

26 Wie Anm. 23, S. 625, siehe auch S. 255f.

27 In H.E. Bahr: „Weltfrieden und Revolution“, Rowohlt, Reinbeck 1968, S. 167ff.

28 Wie Anm. 23, S. 417.

29 E. Fromm: „Ihr werdet sein wie Gott“, Rowohlt, Reinbek 1980. S. 31.

30 Angelus Silesius, vgl. M. Buber mit Hinweis auf Max Scheler: „Gott ist nicht, sondern er wird“, „Das Problem des Menschen“, Schneider, Heidelberg 1954. S. 130.

31 Wie Anm. 23, S.128, siehe auch S. 155.

32 Wie Anm. 29, S. 18-71.

33 M. Buber: „Des Baal-Schem-Tows Unterweisung“, Hegner, Köln 1970, S. 45, und wie Anm. 23, S. 150.

34 Jeremia 1.3 u. 4 wie Amos 5.11; Hesekiel 2.1ff. und 3.23f.

35 Wie Anm. 29, S.50.

36 Damit ein Missverständnis vermieden wird: Wenn wir hier verschiedene Felder von Friedensarbeit nennen, so heißt das nicht, dass wir uns auf alle diese Bereiche meinen werfen zu sollen oder andere anregen möchten, dies zu tun. Im Gegenteil: Es erscheint uns unumgänglich, die eigenen Kräfte nicht zu verzetteln, sondern auf wenige Bereiche zu beschränken, um dort, wo wir tätig sind, effektiv wirken zu können.

37 In unserer örtlichen Initiative wird wie bei uns Freunden nur nach dem Konsensprinzip entschieden: entweder wir einigen uns, so dass alle zustimmen können, oder wir verzichten auf eine Entscheidung, um Sieger- und Unterlegenen-Gefühle nicht aufkommen zu lassen. Wir haben in dieser Arbeit auf einer Seite, vor der wir früher Angst hatten, Freunde gefunden und sind uns so nahe gekommen wie sehr wenigen Menschen bisher.

38 Uns kommt dabei in bezug auf die Entwicklung der Menschheit wie in bezug auf uns beide häufig die Echternacher Springprozession in den Sinn: drei Schritte vorwärts, zwei zurück; das Erstaunliche ist, dass die Prozession dabei voran und sogar zum Ziel kommt.

39 Historische Beschreibung unseres Friedenszeugnisses „A declaration ... 1660“ (Auszüge):

o Unser Grundsatz und unsere Praxis ist heute wie früher, dem Guten und dem Wohl aller nachzugehen und das zu tun, was dem Frieden dient.

o Allen Krieg und Streit sowie Kampf mit äußeren, verletzenden Waffen, gleich zu welchem Zweck und unter welchem Vorwand, lehnen wir entschieden ab; dies ist unser Zeugnis für die ganze Welt. Der Geist Christi, von dem wir geführt werden, ist nicht wandelbar, so dass er uns einmal von etwas als schlecht abhält und uns ein anderes Mal gebietet, es doch zu tun; wie wissen sicher und bezeugen es der Welt, dass der Geist Christi, der uns zur Wahrheit weist, uns nie veranlassen wird, gegen irgendjemanden mit verletzenden Waffen zu kämpfen– nicht für sein Reich und auch nicht für die Reiche dieser Welt.

o Unser Bestreben war stets, in der Praxis nicht zu verleugnen, wozu wir uns im Grundsatz bekennen; sondern in Aufrichtigkeit und Wahrheit und gemäß Gottes Wort haben wir uns bemüht, uns nur als das zu zeigen, was wir sind; auf dass wir und unsere Lebensweise sich in die Herzen der Menschen einprägen.

o Denn dies wünschen und erwarten wir inständig,

- dass die Reiche dieser Welt zu Gottes und Jesu Reich werden, weil wir Menschen das unsre tun, um die göttliche Kraft reale Wirklichkeit werden zu lassen,

- dass göttlicher Geist und Wahrheit unserem Leben Maß und Richtung geben,

- dass dementsprechend alle Menschen der verschiedensten Ansichten und gesellschaftlichen Gruppen zu Liebe und Einheit mit Gott und untereinander finden,

- so dass alle miteinander die prophetische Vision wahr machen: „Kein Volk wird gegen ein anderes Volk das Schwert erheben“ (Jesaja 2.4).

- o Unsere Waffen sind geistig und nicht materiell. Unsere Schwerter sind zerbrochen zu Pflugscharen und unsere Speere zu Sichel, wie es prophezeit worden ist. Daher können wir nicht länger Krieg erlernen noch uns mit verletzenden Waffen wehren (Micha 4.3).
- o Was immer wir von den Menschen an guten Taten erwarten, das wollen wir ihnen tun. Darin liegt das ganze Gesetz Gottes und die Botschaft der Propheten.

40 Bei der kritischen Betrachtung von Gesellschaftsordnungen kommt es uns auf den erkennbaren Grad an Gerechtigkeit für alle, Solidarität im Innern und nach außen und individueller Freiheit an. Daraus ergibt sich als wichtigste Fragestellung: Wie dienen sie den Menschen, und zwar auch den Schwächeren und Benachteiligten? In der Gesellschaft, auf die wir hinleben, sollen urchristliche wie sozialistische Elemente im Sinne des religiösen Sozialismus zusammenwirken. Daraus ergibt sich für uns, dass wir weniger den bürgerlich-liberalen Spätkapitalismus und – bei allen unerlässlichen Einschränkungen – mehr den Sozialismus für fähig halten, menschenfreundliche Ordnungen zu entwickeln.

41 Siehe Kapitel VI, 5. Ostermarsch der Atomwaffengegner, der die Grundlage der „außerparlamentarischen Opposition“ und der durch sie bewirkten Veränderungen bildete.

42 Dass wir auf die Dauer dabei nicht müde und wegen mancher geringen Resonanz nicht mutlos geworden sind, hängt auch damit zusammen, dass wir die kleinen Schritte in einem weiteren, menschheitlichen Rahmen sehen. Denn wir sind sicher, dass trotz aller wahrscheinlichen Rückschläge die Menschheit sich insgesamt weiter bewegt in Richtung auf mehr Gerechtigkeit, mehr Menschlichkeit und Vernunft, mehr globale, dienende Verantwortlichkeit und mehr gegenseitiges Verstehen: „Die Menschheit befindet sich erst am Anfang ihrer Entwicklung“ (Teilhard de Chardin).

Wir sind vor allem auch durch Erik H. Erikson, einen dänisch-amerikanischen Psychologen, in unserer Zuversicht bestärkt worden. „Mein Ausgangspunkt ist die goldene Regel, die empfiehlt, dass man einem anderen nur das antut (oder nicht antut), wovon man wünscht, dass es einem angetan würde (oder nicht angetan würde)“, S. 193. Der Mensch müsse lernen – könne dies also nicht aus sich heraus –, den Anderen wirklich anzunehmen und ihn nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung zu empfinden. Dafür bedürfe es der Erfahrung, d.i. der Praxis der Wechselseitigkeit, einer Beziehung, „in der die Partner für die Entwicklung ihrer jeweiligen Stärken voneinander abhängig sind“. Erikson hält es für möglich, dass das, was für einzelne Individuen gilt, in manchem auch für die Beziehungen von Nationen gelten könnte. Es käme darauf an, nicht die Ungleichheiten zu betonen, sondern die Einzigartigkeit innerhalb historischer Unterschiede zu respektieren. „Insofern sich eine Nation als ein kollektives Individuum auffaßt, kann sie also wohl lernen, ihre Aufgabe darin zu sehen, die Wechselseitigkeit in den internationalen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Denn die einzige Alternative zum bewaffneten Wettstreit scheint die Anstrengung zu sein, im historischen Partner das zu aktivieren, was ihn in seiner historischen Entwicklung stärkt, ebenso wie es den Aktivierenden in seiner eigenen Entwicklung bestärkt – nämlich in der Entwicklung auf eine gemeinschaftliche künftige Identität zu“ (214f.). Und da es möglich erscheint, dass wie Individuen auch Völker in mühseligen Schritten, sich der gemeinsamen Verantwortung bewusst werdend

und mit geschärfter Wahrnehmungsfähigkeit gegenseitige Verletzungen vermeidend, sich lernend verändern, haben wir keine andere Wahl, als unser kleines Tun als Teil dieser notwendigen Leistung der Völker zu begreifen. „Einsicht und Verantwortung“, Fischer, Frankfurt 1971, S.192ff.

43 Siehe Kapitel V, S.44.

44 Genauso sah es M.L. King (u.a. in seinem berühmten „Brief aus dem Gefängnis“ von Birmingham).

45 Ruth Fry: „Die Weise der Quäker“, Pyrmont 1946, S. 143 und 136.

46 Quäker gehörten zu denen, die in den 50er Jahren in Akten „zivilen Ungehorsams“ in die Atombomben-Versuchs-Gebiete des Südpazifik mit kleinen Segelbooten eindringen und dafür ins Gefängnis kamen, längst ehe es Greenpeace mit ähnlichen Aktionen gab, und die – wie etwa A.J. Muste – an Raketen-Basen in Nebraska Mahnwachen hielten und sich Lastwagen in den Weg setzten, längst ehe die Pershing-Blockaden in Mutlangen ins öffentliche Bewusstsein drangen.

47 Vgl. Anm. 40.

48 Hermann Hesse hat im „Glasperlenspiel“ einmal von Menschen gesprochen, die so gut zentriert um ihre eigene Achse schwingen, dass sie in dem System, dem sie angehören, ohne Reibung und Energieverschwendung mitschwingen. Andere dagegen hätten dieselben hohen Gaben, aber ihre Achse gehe nicht genau durchs Zentrum, und so verschwendeten sie die Hälfte ihrer Kraft in exzentrischen Bewegungen, die sie selber schwächen und die Umwelt stören (II 190). Gilt dieses Phänomen, dass die Achse nicht durchs Zentrum geht und dass die Schwingungen wie mit einer Unwucht, also nicht ausbalanciert erfolgen, nicht auch für die Völker der Erde als Ganzes?

49 Nach der Atomreaktor-Katastrophe von Tschernobyl, durch die nicht nur wir Menschen, sondern auch Vögel und Insekten, Blumen und Gräser einer neuartigen Belastung ausgesetzt waren und die eine undurchschaubare Verseuchung der Bodenkrume bewirkt hat, können wir nicht mehr unbefangen auf das frische Grün der Buchen klicken.

Welche Strahlung bedroht uns bei jedem Schritt unserer Wanderung? Welche tiefgreifenden biologischen Veränderungen bahnen sich an? Wird es bei uns bald Mammut-Löwenzahn geben wie im amerikanischen Harrisburgh, wo Jahre nach dem dortigen Reaktor-Unglück Löwenzahn-Stiele wachsen, die mehrfach so dick sind wie die kräftigsten Spargel?

Wir haben die Schöpfung nicht bewahren können, nicht vor schädlichem Chemie-Dünger, Insekten-Giften, Abgasen und radioaktiver Verseuchung, und wir fragen uns: Haben wir wirklich alles getan, um das uns Anvertraute zu hegen und zu schützen, um den Kindern und künftigen Generationen ein verantwortliches Weiterleben zu ermöglichen? Wird die Natur jemals wieder so sprechen, wie sie es in unserer Kindheit und

zumindest vor Tschernobyl getan hat? Kann es uns überhaupt gelingen, in Zukunft „naturverbunden“ zu leben?

50 „Ein Mensch, dem nicht an jedem Tag eine Stunde gehört, ist kein Mensch“, Anm. 23, S. 542.

51 Vgl. George Fox' Hinweis, freudig über diese Erde zu gehen, und die Aussage von 1805 über die Pyrmontener Quäker: man solle bei den Freunden suchen, „wenn man viele wahrhaft und innerlich glückselige Menschen beysammen sehen will“, siehe Anm. 10, S. 737.

## Lebensläufe

### Helga Tempel, geb. Stolle

10. Januar 1932

Studium: Physik und Pädagogik  
Unterbrechung der Ausbildung  
wegen einer Lungen-Tbc

Lehrerin in Hamburg, 1955 – 1963

### Konrad Tempel

31. Mai 1932

Kaufmännische Lehre  
in einem Verlag

Studium: Deutsch und Pädagogik  
Lehrer in Hamburg 1957 – 1967

1957: Gemeinsame Tätigkeit im deutschen Zweig der War Resisters International, Vertretung der ersten deutschen Kriegsdienstverweigerer vor Prüfungsausschüssen, Gründung des „Aktionskreises für Gewaltlosigkeit“

1958: Vierzehntägige „Mahnwache“ vor dem Hamburger Rathaus (die Bezeichnung entstand im „Aktionskreis“)

1959: Veröffentlichung des Aufsatzes von Henri David Thoreau „Staatsbürgerlicher Ungehorsam“

1960: Initiatoren des deutschen Ostermarsches

1963: Veröffentlichung des „Handbuchs zur Planung von gewaltfreien Aktionen“ von Charles Walker/USA

1962: Heirat; drei Kinder: Katja-Maria (1963), Ulrike Margarethe (1965), Bayard Sören (1968)

Lehrtätigkeit in der Jugendmusikschule

Ab 1966 Übernahme von Aufgaben in der Vorschul-Erziehung und Erwachsenenbildung

Ab 1972 Vorsitzende des „Vereins der Freunde des Quäker-Kinderheims Holm-Seppensen“

Ab 1980 wieder – mit halber Stelle – im Hamburger Schuldienst, tätig in einer Grundschule

Bis 1964 Sprecher der aus den Ostermärschen hervorgegangenen „Kampagne für Abrüstung“

Ab 1968 Seminarleiter am Staatlichen Studienseminar Hamburg

1969-1983 Lehrauftrag an der Universität (Politik – Geographie – Didaktik)

1971-1974 Schreiber der „Religiösen Gesellschaft der Freunde“ (Quäker), Pyrmontener Jahresversammlung

Ab 1976 Nachfolger von Helga Tempel in der Verantwortung für das Quäker-Kinderheim

Ab 1980 aktive Mitarbeit in der Friedensinitiative Ahrensburg, Gründungsmitglieder des Vereins „Bildungs- und Begegnungsstätte für gewaltfreie Aktion“ in Wustrow (Gorleben).

Ab 1982 Schreiberin des Friedensausschusses der Quäker

Ab 1983 Vorsitzender der Bildungsstätte



# Cary Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „auf dass wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet – Vermittler – Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czieski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“

# Cary Vorlesungen

- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Lasst Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... dass man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute – Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft – Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben – Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halt lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung für die Religiöse Gesellschaft“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben – Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben – Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau.“
- 2014 Neithard Petry „Was kann Ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel. Wachsen dürfen in der Gemeinschaft der Freundinnen und Freunde“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“

